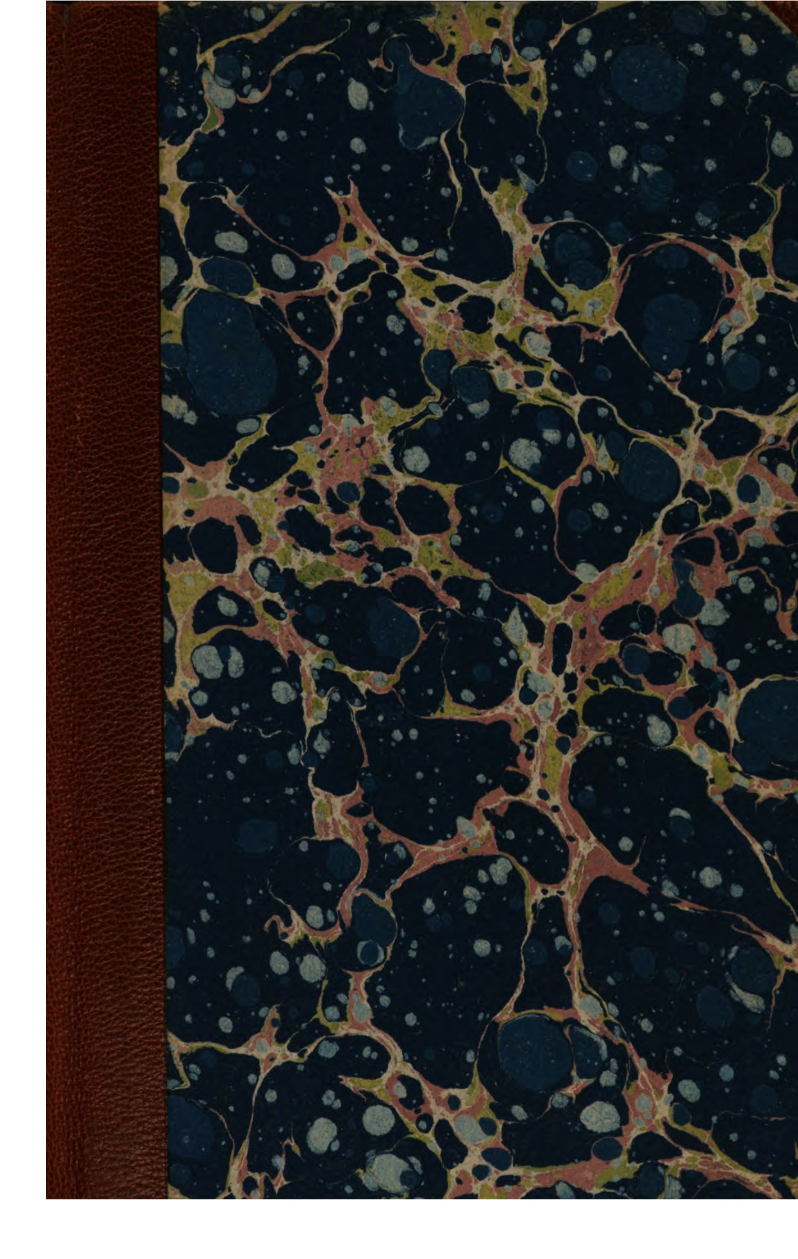
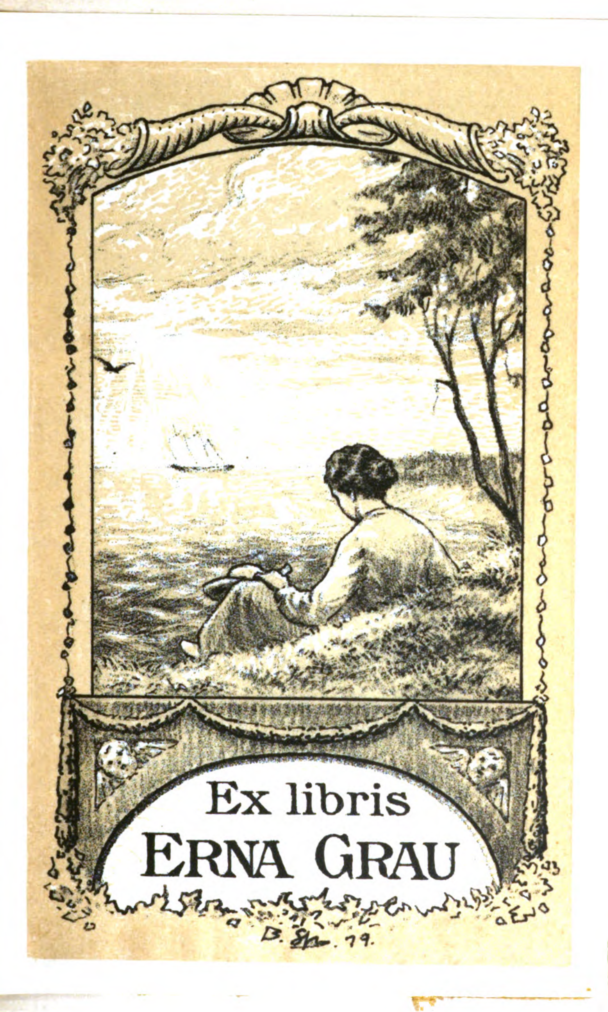
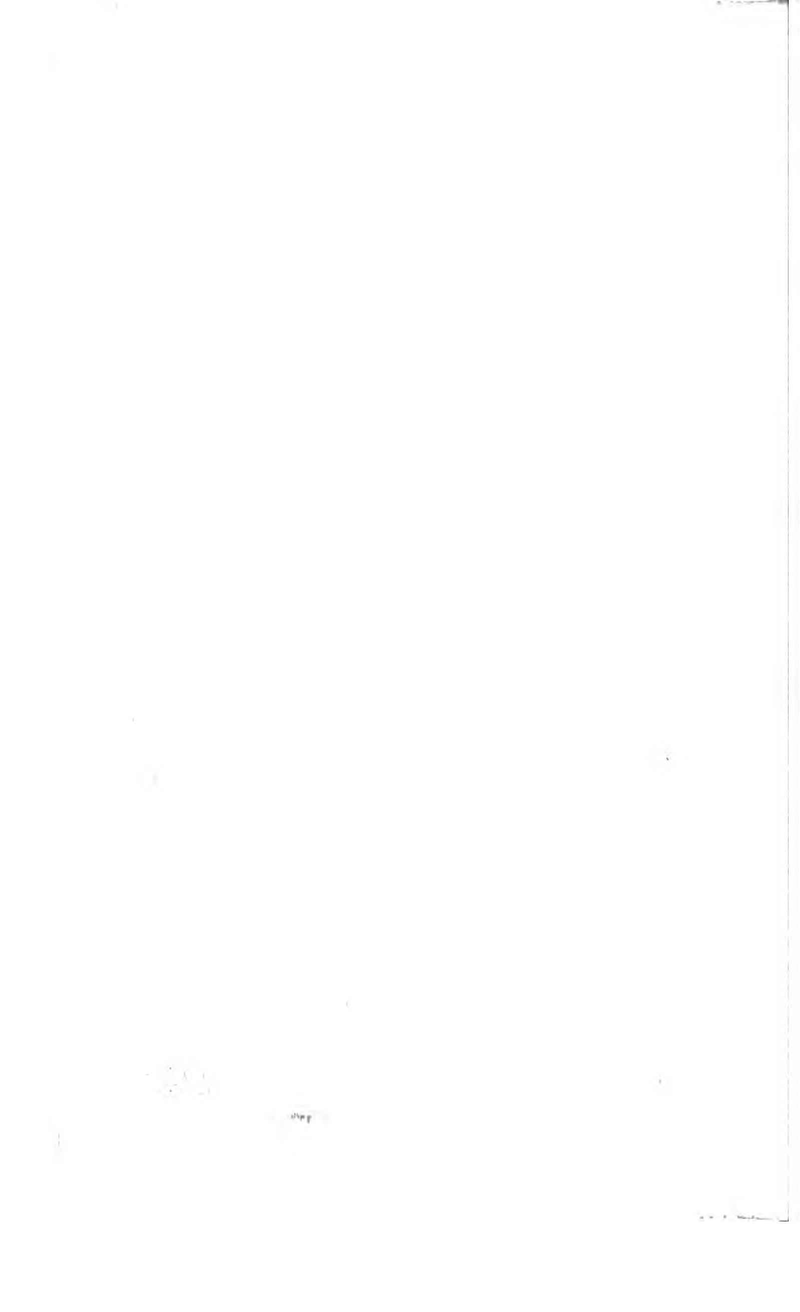
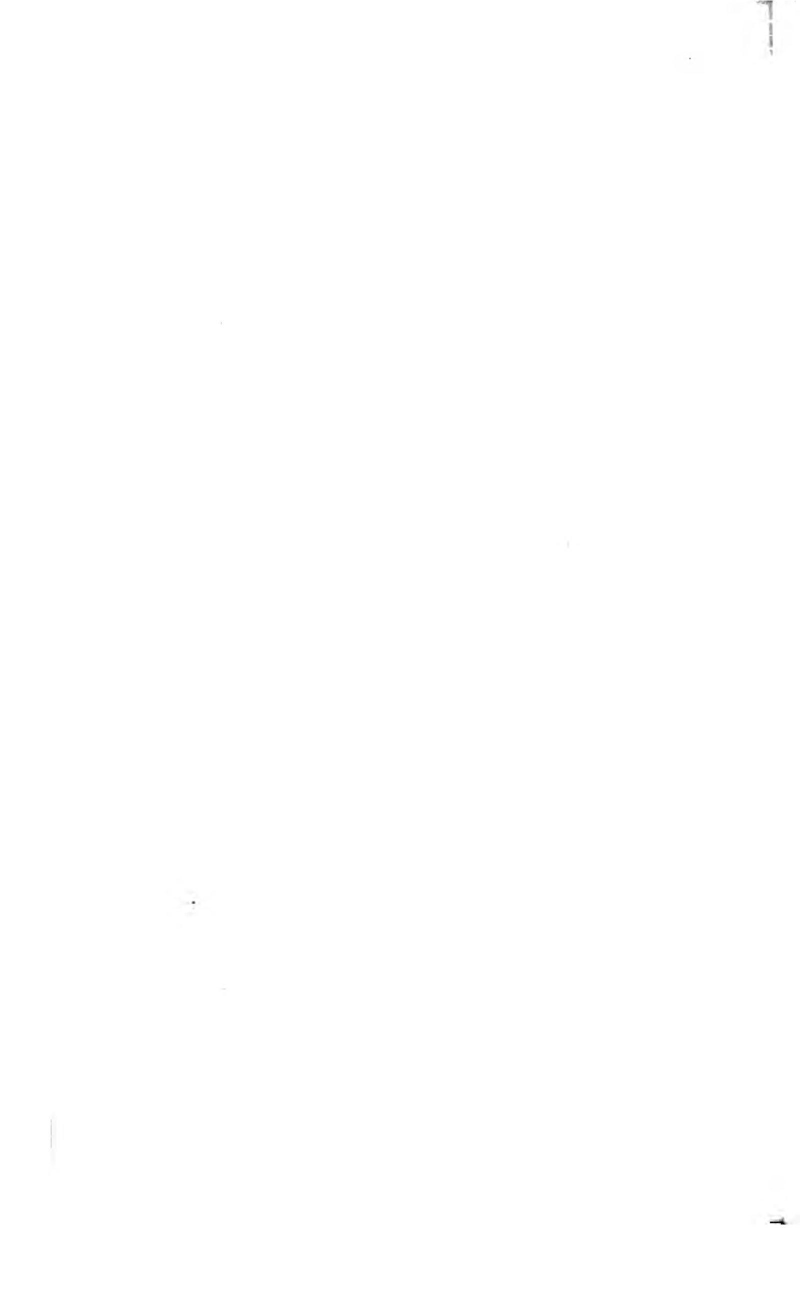



Ex libris
ERNA GRAU











Margaretha von Valois

Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens

herausgegeben von

W. Fred

Erster Band

Im Insel-Verlag zu Leipzig 1912

Geschichte
der
Margaretha von Valois

Gemahlin Heinrichs des Vierten,
von ihr selbst beschrieben

Übersetzt von

Friedrich Schlegel



Vorrede

von

Friedrich Schlegel

Die Zeit, in welche uns diese Memoiren versetzen, ist keine sehr entfernte, aber doch ist sie bei weitem nicht so bekannt, als sie es zu sein verdiente. Denn es enthält jene, durch den Namen der Bluthochzeit so furchtbar ausgezeichnete und verworrene, ihrem Zusammenhange und inneren Triebfedern nach schwer zu ergründende Epoche, in mehr als einer Rücksicht den Keim und die Erklärung sogar der neuesten Begebenheiten.

Wer sich diese deutlich zu machen strebt, dessen Nachdenken wird natürlich auf den Charakter der französischen Nation geleitet. Ein Bedürfnis, welches durch die sogenannte, alles nur auf den gegenwärtigen Zweck und Zustand beziehende Staatengeschichte gar nicht befriedigt werden kann; mehr durch die Memoiren, besonders die älteren, wie wohl auch hier eigene Benutzung und Beurteilung erfordert wird.

Über den Nationalcharakter aber, dessen in-

teressanteste Entwicklungsepoche die gegenwärtigen, eben dadurch merkwürdigen Memoiren betreffen, sei es erlaubt, folgende allgemeine Erinnerung voranzuschicken.

Man irrt, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, den Charakter der Nation, so ganz als ein menschliches Naturprodukt betrachtet, das man nur ebenso in seiner aus mannigfaltigen Eigenschaften unauflöslich bestehenden Einheit auffassen, in seiner allmählichen Entstehung verfolgen, aus seinem inneren Zusammenhange erklären könne, wie andere nach aller Charakteristik dennoch unbegreiflich scheinende Individuen der organischen Welt. Zwar gibt es Nationen wie einzelne Menschen, deren Charakter fast gar nicht durch Absicht und Willkür modifiziert, sondern nur ein reines Produkt ihrer eigentümlichen Natur zu sein scheint. Aber nicht mit allen ist dies der Fall, und in der Geschichte keiner Nation ist die absichtliche Behandlung ihrer Sitten und ihrer Denkart so sichtbar als in der der französischen; mit keiner Nation hat man wohl je so willkürliche Veränderungen und äußerst gewagte Versuche vorgenommen als mit dieser; zuerst unter Lud-

wig XIV., da man ihr in der Mitte der äußersten Geschmacklosigkeit, eine Bildung und Kunst andichten wollte; und dann wieder während der Revolution, da man ihr mit der äußersten Gewaltsamkeit eine Freiheit zu erschaffen suchte.

So notwendig es nun ist, bei der Geschichte einer solchen Nation, die Hauptaufmerksamkeit auf die lenkenden Absichten zu wenden, und so natürlich das Interesse diese Richtung nimmt, so darf es doch auch nicht übersehen werden, daß der Naturcharakter einer Nation, trotz jener absichtlichen Umbildung dennoch immer seine Rechte behauptet; und oft gerade dann, wenn die Willkür am gewaltsamsten zu Werke geht, gleichsam die innersten, verborgensten Triebfedern und Eigenschaften des natürlichen Charakters hervorgetrieben und sichtbar werden. Die Anwendung auf die Revolution gibt sich von selbst, und gewiß wird der Leser der gegenwärtigen Memoiren mehr als einmal nicht bloß an die Schreckenszeit erinnert und zur Parallele aufgefordert werden, sondern auch manches finden, was die neueren Begebenheiten der Zeitgeschichte durch jene älteren wirklich

erklärt. Und nicht bloß von dem Terrorismus und den Intrigen der Revolution, auch von der seichten und steifen Eitelkeit, welche die Zeit Ludwigs XIV. bezeichnet, wird man überall Spuren finden.

Nicht so anziehend können diese Memoiren sein als die von der Johanna d'Arc, welche wir vor einem Jahre den Lesern vorgelegt haben, in der Überzeugung, daß die authentische Darstellung einer ebenso einzigen als herrlichen Erscheinung ohne weitere Beziehung ein allgemeines Interesse haben müsse. Ungleich belehrender aber können die Memoiren der Margaretha von Valois für denjenigen sein, der sie mit Aufmerksamkeit liest.

Die Geschichte der Johanna kann nur noch den Eindruck machen wie ein Gedicht; so ganz fremd ist sie der jetzigen Zeit, daß selbst die Möglichkeit eines solchen Enthusiasmus auf diesem Boden zweifelhaft erscheinen muß. Die Epoche aber, in welche Margaretha uns einen so tiefen Blick tun läßt, liegt unsrer Zeit näher. Die Geschichte dieses brutalen Karl IX., dieser ruchlosen Katharina von Medizis, alle diese eitlen und kleinen Menschen, unter denen Hein-

rich IV. als ein großer Mann erscheinen konnte; diese allgemeine Verwirrung, diese offenbaren Greuel, innere Schlechtigkeit und Niedrigkeit in den engen Raum zusammengedrängt; das ist wie ein verworren-verschlungenes, aber sich selbst deutlich aussprechendes Bild, wo alle die unwürdigen Intrigen, die uns jemals hier zum Unheil und zur Eitelkeit ersonnen wurden, in einen Brennpunkt zusammentreffen, so wie auch alle die Entsetzlichkeiten, wodurch die Geschichte dieser Nation, selbst in den neuesten Zeiten noch, das Erstaunen der Beobachter erregte.

Den Verstand und Stil der Margaretha wird das Buch selbst am besten kennen lehren. Auch werden ihre Memoiren wie ihre Geschichte es deutlich machen, warum diese Königin, mit so großen Ansprüchen geboren, mit dieser ausgezeichneten Bildung und allbewunderten Schönheit, ebenso talentvoll und verführerisch wie ihre Jugendfreundin Maria Stuart, und nur auf eine andere Art auch ebenso unglücklich; warum sie mit allen diesen Vorzügen begabt, dennoch keine größere Rolle in der Geschichte gespielt hat.

Aus der Notiz der französischen Herausgeber, nebst einigen Zusätzen aus der Lebensbeschreibung von Mongez

Margaretha von Valois ward im Jahre 1552 am 14. Mai geboren; ihr Vater, Heinrich II., hatte eben die drei Bistümer, Metz, Toul und Verdun, erobert. Einige französische Schriftsteller haben diese Epoche als eine der ruhmwürdigsten der französischen Monarchie angeführt; hätten sie die Kette von Übeln, welche für die Nation aus ihr entsprang, in Betracht zu ziehen gewürdigt, so möchte sich ihr Enthusiasmus wohl abgekühlt haben. Aus den Denkmälern lernen wir, daß die Vereinigung von Metz, Toul und Verdun ihren Wert hundertfach sowohl durch den Anwachs der öffentlichen Schuldenlast als durch die Verwüstung mehrerer Provinzen und durch die Ströme Bluts bezahlt, die bis zum Frieden von Château-Cambresis nicht zu fließen aufhörten.

Margaretha war das achte Kind Heinrichs II. mit Katharina von Medizis; einen Sohn und zwei Töchter ungerechnet, die als Kinder starben, waren es der Dauphin, nachmals Franz II.,

Karl IX., Heinrich III., der Herzog von Anjou, der 1584 starb, Elisabeth, Gemahlin Philipps II. von Spanien, und Klaudia, Gemahlin des Herzogs von Lothringen, welche dem Hause Valois einen dauernden Besitz der Krone Frankreichs versprachen. Aber von allen diesen Nachkommen erreichte Margaretha allein das fünfzigste Jahr ihres Lebens; keiner von denen, welche die Krone Karls des Großen trugen, hinterließ rechtmäßige Erben, und das Reich fiel Heinrich IV. zu, der bei seiner Geburt siebzehn Häupter fand, die zwischen ihm und der Krone standen.

Die ersten Jahre ihres Lebens brachte Margaretha im Schloß von St. Germain-en-Laye zu, wo sie mit großer Sorgfalt erzogen ward; ihre Talente sowohl als ihre Lernbegierde entsprachen dieser sorgfältigen Erziehung. Die Königin Johanna d'Albret, Mutter Heinrichs IV., ausgenommen, gab es keine Prinzessin ihrer Zeit, die so ausgebreitete Kenntnisse besessen hätte. Mit ihr wurden zu St. Germain ihre beiden Schwestern Elisabeth und Klaudia erzogen und die Königin Maria Stuart. Zwischen dem Schicksale dieser Fürstin und dem der Margaretha ist

eine gewisse Ähnlichkeit, welche schon in ihrer Kindheit und in ihrer ersten Erziehung sichtbar ist. Ihre gemeinschaftliche Erzieherin war Frau von Courton, eine sehr tugendhafte, verdienstvolle Frau, die bei sieben Königinnen dasselbe ehrenvolle Amt bekleidet hatte.

Ein Jahr nach Margaretha ward Heinrich von Bourbon, Prinz von Navarra, geboren. Als er vier Jahre alt war, führte ihn der König von Navarra, sein Vater, nach Amiens, wo er ihn Heinrich II. vorstellte; er war so artig und so munter, daß der König Heinrich beschloß, ihn mit dem Dauphin Franz zusammen erziehen zu lassen. Er umarmte und liebkoste ihn und fragte ihn, ob er sein Sohn sein wolle? Der kleine Prinz antwortete in seiner Béarnschen Landessprache, indem er auf den König von Navarra zeigte: „Quet es lo seigne Pay"; dieser ist mein Herr Vater! Heinrich II. fand Vergnü gen an seiner Art zu sprechen und sagte: „Nun, wenn du nicht mein Sohn sein willst, möchtest du denn wohl mein Schwiegersohn werden?" „Obè!" Oh ja! rief der Prinz lebhaft. Und von da an ward zwischen den beiden Höfen die Vermählung der Margaretha und des Prinzen von

Navarra beschlossen; unter glücklichen Vorbedeutungen, wie man damals glaubte.
Er ward also zu Vincennes mit dem Dauphin erzogen und alsdann nach dem Kollegium von Navarra geführt, wo er seine erste Jugend mit dem Herzog von Anjou und dem Prinzen von Joinville, nachmaligem Herzog von Guise, verlebte. Alle drei hießen Heinrich und erhielten dieselbe Erziehung; ihr Leben aber ward in der Folge von sehr verschiedenen und außerordentlichen Begebenheiten angefüllt, die einzig in der Geschichte von Frankreich bleiben.
Die vergiftete Luft des Hofes, an dem Margaretha zu leben bestimmt war, mußte jede Sorgfalt der tugendhaften Erzieherin vernichten. Dieser Hof, Katharina von Medizis an seiner Spitze, war bekanntlich die Bühne der Verderbtheit, die Schule aller Laster und jedes Verbrechens. Wahr ist es, daß dieses Übel seinen Ursprung schon früher, unter der Regierung Franz I., genommen hatte. Franz I., der mit dem Beinamen eines Vaters der Wissenschaften beehrt wurde, hatte durch sein Beispiel die Männer an seinem Hofe gewöhnt, keine Achtung für die guten Sitten zu haben. Als Katharina von Me-

dizis an diesen Hof kam, fand sie das Laster regierend an der Seite des Throns unter dem Namen der Herzogin von Estampes. Der schlauen Italienerin konnte es nicht entgehen, daß man dem Götzen des Tages schmeicheln müsse, um dem Monarchen zu gefallen, und sie machte diese Regel zur Grundlage ihres Betragens; bald fand sie Gelegenheit, sie bei einem Gegenstande anzuwenden, der ihr weit näher anging. Ihr Gemahl, der Dauphin Heinrich, erklärte sich öffentlich als Ritter der Diana von Poitiers; die geschmeidige Katharina teilte sogleich die Gunst ihres Gemahls mit ihr. Heinrich II. wechselte, während seines ganzen Lebens, zwischen seiner Gemahlin und seiner Geliebten; aber nach seinem Tode rächte Katharina sich und verschaffte ihrer Nebenbuhlerin die Überzeugung, daß man ihr nicht ungestraft das Herz des Gemahls rauben durfte.

Katharina verstand es sehr wohl, die Macht der Schönheit geltend zu machen, und diese war eine der geheimen Triebfedern ihrer Reichsverwaltung. Es ist bekannt, daß sie nie anders als umringt von einer glänzenden Schar aufblühender Schönheiten erschien, welche gewöhnlich

die Schwadron der Königin-Mutter genannt wurden. Der strenge Admiral Coligny sagte darüber mit Recht: Keine verlorne Schlacht ist so verderblich als der Einfluß dieser Schönheiten! Dies Mittel der Verderbnis wandte Katharina dann sehr oft zur Ausführung ihrer Projekte an.

Nachdem die guten Sitten zugrunde gerichtet waren, fehlte nichts mehr, jeden Grundsatz von Ehre und Rechtlichkeit bei den Franzosen zu vernichten, als sie in die Lehren Machiavels einzuweihen. Früher schon hatte Ludwig XI. diese abscheuliche Lehre wirklich in Ausübung gebracht; sein Nachfolger aber, der den Namen Vater des Volks wohl verdiente, weil er nur durch die Gesetze regierte, war die Ursache, daß man die Regierung jenes Tiberius und aller seinesgleichen bald vergaß. Ludwig XII., Gemahl der Anna von Bretagne, führte die Franzosen wieder zur Ehre an und gab ihnen den freien Sinn und die edlen, feinen Sitten ihrer Ahnherren wieder. Katharina von Medizis war es aufbehalten, das Werk Ludwigs XI. wieder zu erneuen. So wie er, führte sie die Kunst, die Menschen zu regieren, einzig darauf zurück, sie

zu veruneinigen; diesem Grundsatze ordnete sie alles andere unter; Heuchelei, Lügen und Meineid wurden in Frankreich einheimisch; die Nation, in den Verbrechen sogar inkonsequent und leichtsinnig, ergriff sehr bald die Frevel aller Art, als die üblichen Mittel etwas zu erreichen.

So war der herrschende Geist an Karl IX. Hof, als alle Augen auf Margaretha gerichtet waren, deren Reize sich eben zu entfalten anfingen. Wenn ihr in ihrem Porträt nicht geschmeichelt wurde, so hat in der Tat die Natur wohl nie ein schöneres Geschöpf geformt. Sie hatte etwas Erhabenes und wahrhaft Königliches in ihrem ganzen Wesen; sehr lebhafte Farben, sehr schöne, schwarze Haare, und mit einem sanften, liebeschmachtenden Blick, mit einem reichen, vollen Wuchs und einem majestätischen Gang verband sie die Kunst, sich auf das vorteilhafteste und geschmackvollste zu kleiden, und ein sehr anmutiges Wesen, eine gewisse einschmeichelnde Gabe, jedem zu gefallen, die man wohl fühlt, aber nicht zu beschreiben vermag. Mit ihrer Schönheit, ihrer Anmut, mit ihrem Geist und ihrem Gefühl hätte Margaretha auch die strenge

Tugend einer Heiligen verbinden müssen, um den schädlichen Einflüssen des bösen Beispiels und den Täuschungen der Verführung entgehen zu können. Kaum war sie in der Welt aufgetreten, so war sie auch schon in den Schlingen der Eitelkeit eingefangen; sie wollte gefallen, ohne bestimmt zu wissen wem; sie war Kokette, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Unbesonnenheiten dieser Art gaben ihren Verläumdern Veranlassung, die Zusammenkunft in Bajonne als die Epoche ihrer ersten Liebeshändel mit dem jungen d'Entragues und mit Charins anzugeben. Le Divorce Satirique, la Confession de Sancy und le Baron de Focneste, setzen diese Liebesgeschichten der Margaretha zu jener Zeit. Wir zeigen diese Quellen an, als die einzigen, die diese Sagen enthalten, damit man weiß, welches Zutrauen man ihnen schenken darf; denn sie gehören zu den Haufen Satiren und Libellen aller Art, welche sowohl die unzufriedenen Katholiken als die unzufriedenen Protestanten gegen Margaretha und gegen alles, was Heinrich IV. angehörte, verbreiteten; auch berechtigt uns ihre zu große Jugend, jene Aussage zu bezweifeln; Margaretha war damals noch

nicht dreizehn Jahre alt. Man suchte sie in der Folge durch solche beschimpfende Anklagen zu unterdrücken, um sie durch eine völlige Verunglimpfung von dem Throne auszuschließen, zu dem sie berechtigt war. Es gibt keine verunehrendere Verleumdung, als ihren nachmaligen Unordnungen einen solchen frühreifen Ursprung zuzuschreiben. Das Stillschweigen der Geschichte über diese Beschuldigung ist ein Zeugnis dagegen. Man darf das Privatleben der Margaretha erst vier Jahre nach der Zusammenkunft zu Bajonne in Betracht ziehen; von dieser Zeit erst erhielt sie an Karls IX. Hof eine politische Existenz. Bis dahin drehten sich ihre Beschäftigungen oder vielmehr ihre Ergötzlichkeiten in einem beständigen Kreis von Spielen, Jagd und Putz, und sie war völlig unbekannt mit den Ränken der Hofintrige, obgleich sie wie im Mittelpunkte derselben lebte. Ihr Bruder, der Herzog von Anjou, welcher nachmals unter dem Namen Heinrich III. regierte, übernahm es, sie darin einzuführen. Es war ihm wichtig, einen Agenten bei Katharina zu haben, auf dessen Anhänglichkeit er rechnen dürfte, während er sich abwesend und an der Spitze der Armeen befand.

Zu dieser Rolle nun hatte er seine Schwester Margaretha ausersehen, und diese ward der Kanal der Korrespondenz zwischen ihm und seiner Mutter. Wer mit der Geschichte jener Zeit nicht unbekannt ist, wird wissen, was Margaretha in dieser Schule lernen konnte; obgleich die Lehrzeit nur sehr kurz war, so sehen wir doch an dem nachmaligen Betragen der Schülerin, welche Fortschritte sie unter den beiden Vorstehern ihrer politischen Erziehung machte.



Memoiren der Margaretha von Valois

Königin von Frankreich und Navarra



Erstes Buch



AN BRANTOME

Weil Ihr Werk so voll ist von meinem Lobe, so kann ich es nicht so loben, als ich sonst wohl hätte tun müssen; denn jetzt würde man mein Lob als ein bloßes Selbstlob ansehen, und man würde von mir wie vom Themistokles denken, daß ich diejenigen am meisten schätze, die mich am meisten bewundern. Es ist ein ganz gewöhnlicher Fehler der Frauen, daß sie sich im Lobe, auch im unverdienten, zu sehr gefallen. Damit kann ich aber nicht übereinstimmen und möchte am liebsten in diesem Stücke gar nicht zu meinem Geschlechte gezählt werden. Demungeachtet kann ich nicht anders als stolz sein, daß ein so geehrter Mann mein Bildnis mit so reichem Pinsel zu entwerfen würdigte, wenngleich der Schmuck der Malerei bei weitem die Vortrefflichkeit der dargestellten Figur übertrifft. Besaß ich einst auch wirklich einige von den Zügen, so wie Sie sie zeichneten, so sind sie längst durch meine Leiden bis auf die leiseste Erinnerung zerstört, so daß, als ich mich in Ihrer Darstellung spiegeln wollte, es mir wie der alten Frau von Rendan erging, die sich nach

ihres Mannes Tode lange nicht im Spiegel besehen hatte; als sie nun nach langer Zeit zufällig in einer Gesellschaft sich im Spiegel erblickte, fragte sie verwundert: „Wer ist denn diese?"

Meine Freunde behaupten mir zwar das Gegenteil, aber ihr Zeugnis ist mir verdächtig; ihre Augen sind von der Zuneigung geblendet. Am Ende würden Sie, glaube ich, ganz meiner Meinung sein und den Vers von Du Ballay sagen, den ich so oft anführe: C'est chercher Rome en Rome, et rien de Rome en Rome ne trouver. So wie man aber gern von der Zerstörung Trojas, von der Größe Athens oder von andern mächtigen Städten in ihrer höchsten Blüte liest, obgleich die Überreste so gering sind, daß man kaum noch den Platz erkennen kann, wo sie ehemals gestanden, ebenso ergötzen Sie sich damit, eine Schönheit zu beschreiben, von der es weder einen Überrest, noch sonst irgendein Zeugnis gibt, als eben Ihre Beschreibung. Natur und Schicksal haben um die Wette ihre ganze Macht um mich aufgeboten; keinen schicklichern Gegenstand hätten Sie wählen können, um den Streit der beiden Mächte zu beschrei-

ben. Von dem, was die Natur getan, waren Sie Augenzeuge und bedürfen darüber keines weitern Unterrichts. Meine Schicksale aber können Sie nur durch fremde Berichte erfahren haben, die doch niemals zuverlässig sind; denn oft werden sie entweder durch übelgesinnte oder auch übelunterrichtete Leute gegeben, und weder Bosheit noch Unwissenheit sind wahrhaft. Darum denke ich, wird es Ihnen nicht unangenehm sein, diese Geschichte von einer Person zu erhalten, die am besten unterrichtet ist und die zugleich das größte Interesse hat an der Wahrheit der Darstellung. Ich ward auch noch durch einige Bemerkungen bestimmt, die ich Gelegenheit hatte bei einigen Irrtümern, die sich in Ihrem Werke finden, zu machen. Nämlich da, wo Sie von Pau sprechen und von meiner Reise nach Frankreich; auch wo vom Marschall von Biron die Rede ist; von Agen, auch von dem Abzug aus dem Ort des Marquis von Canillac.

Ich werde also meine Memoiren aufzeichnen, die um ihrer unverfälschten Wahrheit willen wohl verdienten, daß ich ihnen den Namen Geschichte beilegte; eine solche bedürfte aber einer

sorgfältigen Ausarbeitung, zu der ich weder die Fähigkeit noch die gehörige Muße habe.

Die vorhergegangenen Vorfälle, nebst denen der letzten Zeit, zwingen mich, mit der Zeit des Königs Karl anzufangen; auch ist es das erste, dessen ich mich als merkwürdig in meinem Leben entsinnen kann. So wie die Erdbeschreiber, wenn sie bis zur letzten Grenze ihres Wissens zurückgegangen, sagen: jenseits findet sich nichts als Sandwüste, unbewohntes Land und unschiffbares Meer, – so will auch ich sagen: rückwärts ist nichts als die Leere der ersten Kindheit, in der wir von der Natur allein geleitet mehr ein Pflanzenleben, als ein menschliches, von der Vernunft regiertes Leben führen. Diese überflüssigen Untersuchungen will ich gern denen überlassen, die meine Kindheit erzogen und leiteten. Vielleicht findet man auch unter meinen ersten kindlichen Handlungen einige, welche ebenso des Aufschreibens würdig wären, als die des Themistokles oder Alexanders; da der eine sich vor den Pferden eines Wagenführers niederwarf, der sich durch des Knaben Bitten nicht wollte abhalten lassen, durch eine enge Straße zu fahren, in der jener sich ein Spiel

errichtet hatte; und der andre, der die Preise der Wettrennen verachtete, wenn er sie nicht über Könige davongetragen. So könnte auch wohl die Antwort zu diesen bemerkenswerten Zügen gehören, die ich dem Könige, meinem Vater, wenige Tage vor jenem entsetzlichen Stoße gab, welcher Frankreich die Ruhe und unserm Hause sein Glück nahm. Ich war damals vier oder fünf Jahre alt, als mein Vater mich auf seinen Knieen haltend und mit mir spielend zu mir sagte: ich sollte wählen, welcher von den beiden, die damals im Zimmer waren und mit mir spielten, mir ergeben sein sollte: der Prinz von Joinville, nachmals der große und unglückliche Herzog von Guise, oder der Marquis von Beaupreau, Sohn des Prinzen La Roche sur Yon, den die Natur mit so außerordentlichem Verstande begabte, daß er den Neid des Schicksals auf sich zog; in seinem vierzehnten Jahre entriß der Tod ihn dem Ruhme und den Kronen, die den Tugenden und dem hohen Edelmute, welche aus seinem Verstande hervorleuchteten, bestimmt waren. Auf meines Vaters Frage sah ich beide an und wählte den Marquis. „Warum diesen?“ fragte mein Vater, „er ist

nicht so schön als der Prinz von Joinville"; dieser war blond und von heller Farbe, der Marquis aber war braun von Haar und Gesicht. „Weil er klüger ist," antwortete ich meinem Vater, „und weil der andre immer Meister sein will und keinen Tag ruht, bis er irgend jemand Schaden zugefügt." Wie richtig ich ihn damals beurteilt, haben wir seitdem gesehen.

So auch der Widerstand, den ich getan, meinen Glauben zu erhalten, da der ganze Hof von Ketzerei angesteckt war; bei dem Kolloquium von Poissy, den gebieterischen Überredungen vieler Herren und Damen bei Hofe, sogar meinem Bruder von Anjou, nachmaligem König von Frankreich, der in der Kindheit dem unglücklichen Hugenottenwesen nicht widerstehen konnte. Dieser drang unaufhörlich in mich, daß ich die Religion verändern sollte, warf meine Gebetbücher ins Feuer und gab mir an deren Stelle die Psalmen und Gebetbücher der Hugenotten. Ich überlieferte diese aber sogleich meiner Hofmeisterin, der Frau von Curton; diese war durch die Gnade Gottes eine Katholikin geblieben. Sie führte mich oft zu dem guten Kardinal von Tournon, der mich mit seinem Rat

darin bestärkte, alles zu erdulden, um nur meinen Glauben zu erhalten; auch versah er mich immer wieder mit neuen katholischen Gebetbüchern und Rosenkranz, wenn mein Bruder von Anjou sie verbrannt hatte. Die vertrauten Freunde von diesem, die mich zu verderben unternommen hatten, schalten mich und begegneten mir zornig, wenn sie diese Dinge immer wieder bei mir antrafen; sie nannten es bloße Kinderei und Albernheit, sagten, ich hätte keinen Verstand und würde immer so dumm bleiben wie meine Hofmeisterin. Mein Bruder von Anjou fügte dann noch die Drohung hinzu, daß die Königin, meine Mutter, mir die Rute würde geben lassen. Dieses redete er aber nur so, ganz ohne Grund, denn die Königin Mutter wußte nichts davon, daß er in solche Irrtümer geraten war; im Gegenteil, sie bestrafte, als sie es erfahren, sowohl ihn als seinen Hofmeister, ließ sie aufs neue in der Religion unterrichten und zwang sie, den wahren heiligen alten Glauben unsrer Väter zu bekennen, von dem sie selbst sich nie entfernt hatte.

Ganz in Tränen zerfließend, zu denen man in einem Alter von sieben bis acht Jahren sehr leicht

geneigt ist, antwortete ich meinem Bruder auf seine Drohungen: daß er mich peitschen, ja daß er mich könnte umbringen lassen, wenn er es wollte; ich würde alles Ersinnliche eher erdulden, als mich in die Verdammnis zu stürzen. Manche Antworten, manche Zeichen der Entschlossenheit und der reifen Beurteilung möchten noch aufgefunden werden können; ich überlasse aber diese Untersuchungen ungestört andern und fange meine Memoiren von der Zeit an, da ich in das Gefolge der Königin Mutter kam, um es nicht wieder zu verlassen; denn gleich nach dem Kolloquium von Poissy, als die Kriege begannen, wurden wir Kleinen, mein Bruder von Alençon und ich, nach Amboise gesendet, wohin sich auch alle Damen des Landes mit uns zurückzogen; auch Ihre Tante, Frau von Dampierre, die damals viel Freundschaft für mich hatte, welche sie mir bis an ihren Tod erhielt; und Ihre Cousine, Frau von Rais, die damals die glückliche Nachricht erhielt, das Schicksal habe ihr in der Schlacht bei Dreux die Gunst erzeigt, ihren ersten Mann, Herrn von Annebaut, von ihr zu nehmen, der es in jeder Rücksicht nicht verdiente, eine so göttliche Frau

zu besitzen. Mit Ihrer Cousine stand ich damals aber noch nicht in dem genauen Verhältnis, das noch jetzt fortwährt und gewiß ewig dauern wird. Die Freundschaft Ihrer Tante für mich fing aber schon damals an; ihr hohes Alter und meine Kindheit stimmten wohl füreinander. Es ist in der Art der alten Leute, die kleinen Kinder zu lieben; so wie es dem blühenden Alter, in dem Ihre Cousine damals stand, ganz natürlich ist, die lästige Einfalt der Kinder zu hassen und zu verachten.
Dort blieb ich nun bis zur großen Reise; damals nahm die Königin Mutter mich zu sich an ihren Hof, den ich seitdem nicht wieder verließ. Diese Reise aber beschreibe ich auch nicht; ich war zu jung, als daß ich mich besonderer Umstände davon erinnern könnte. Außer der Erinnerung im ganzen ist mir das übrige wie ein Traum verflogen. Sie und andre, die damals im reifern Alter und verständig genug waren, alles zu bemerken, mögen von der Pracht reden, die bei diesen Gelegenheiten erschien. So wie zu Bar le Duc bei der Taufe meines Neffen, des Prinzen von Lothringen; zu Lyon bei der Ankunft des Herzogs und der Herzogin von Savoyen; zu

Bayonne bei der Zusammenkunft meiner Schwester der Königin von Spanien, der Königin Mutter und des König Karls, meines Bruders. Gewiß vergessen Sie nicht das kostbare Fest und das Ballett zu beschreiben, das meine Mutter, die Königin, auf der Insel gab, wie auch den Saal, den die Natur eigentlich dazu bestimmt zu haben schien, indem sie mitten auf jener Insel eine große ovalförmige Wiese mit den höchsten Bäumen umgab, in deren Schatten die Königin Mutter ringsumher große Nischen anbringen ließ und in jeder dieser Nischen eine Tafel für zwölf Personen. Am Ende dieses Saals erhob sich die Tafel für die königlichen Personen auf vier Stufen von Rasen. Alle diese Tafeln wurden von Schäfern und Schäferinnen bedient, die in Atlas und Goldstoff, in verschiedenen Truppen und nach den verschiedenen Trachten aller französischen Provinzen gekleidet waren; wie man von Bayonne nach dieser Insel in kostbar verzierten Gondeln und Kähnen fuhr, von Tritonen und Meergöttern umgeben, die auf Hörnern bliesen und schöne Verse sangen. Bei der Landung auf der Insel, während man auf dem dazu gemachten Rasen nach dem Saale ging, tanzten

von beiden Seiten des Wegs auf schönen Wiesen jene Schäfer und Schäferinnen, jeder Trupp die eigentümlichen Tänze seiner Provinz; die aus Poitou mit der Schalmei; die Provenzalen ihre Volte mit den Pauken; aus Bourgogne und Champagne mit der kleinen Oboe, der Geige und dem Tambour; die Bretonnen das Passe pied und den fröhlichen Branle-Tanz; und so fort jede Provinz ihre eigentümlichen Tänze und ihre Musik. Wie nach dieser Ergötzlichkeit und nachdem die Tafel aufgehoben, ein großer helleuchtender Felsen von Satyrn hereingetragen wurde; auf diesem Felsen erschienen Nymphen, die mit ihrer Schönheit und ihrem reichen Schmuck glänzender strahlten als die künstlichen Lichter, von denen der Felsen erleuchtet war; wie dann diese Nymphen herabstiegen und ein Ballett tanzten, dessen vollkommne Schönheit das neidische Glück nicht ertrug, und darum einen entsetzlichen Sturm mit Regen und Ungewitter erhob; wie hierauf die Unordnung, als man sich in der Nacht auf den Kähnen zurückbegeben mußte, den folgenden Morgen ebensoviel Stoff zum Lachen gab, als das Fest selber Zufriedenheit verbreitet hatte. So werden

Sie auch die Pracht aller Einzüge in allen Hauptstädten des ganzen Königreichs, dessen Provinzen Sie besuchten, gewiß nicht zu beschreiben unterlassen.

König Karl, mein Bruder, und die Königin Mutter waren einige Jahre nach der großen Reise zu Paris. Die Hugenotten hatten den Krieg wieder angefangen, als ein Edelmann, den mein Bruder von Anjou, nachmaliger König von Polen, sendete, zu Paris anlangte und dem Könige die Nachricht brachte: ‚Mein Bruder von Anjou habe die Armee der Hugenotten dahin gebracht, daß er hoffen dürfe, sie in wenigen Tagen zu einer Schlacht zu zwingen; er ersuche daher um die Ehre, sie vorher noch einmal sehen zu dürfen, damit, wenn das Schicksal, aus Neid über seinen früh erworbenen Ruhm, an jenem von ihm ersehnten Tage, nachdem er seinem Könige, der Religion und dem Staate einen so wichtigen Dienst geleistet, sein Grab mit dem Triumph seines Sieges vereinigen wollte, er die Welt zufriedener verließe, wenn er die Überzeugung erlangt, der König, sein Bruder, und die Königin Mutter seien mit der Ausführung des Auftrags, mit welchem sie ihn beehrt, vollkommen zu-

frieden, welches ihm alsdann noch ruhmvoller sein würde als die Trophäen seiner beiden ersten Siege.‘ Urteilen Sie, ob diese Worte nicht das Herz einer so gütigen Mutter bewegen mußten, die nur für ihre Kinder lebte und die zu jeder Stunde ihr Leben für das ihrer Kinder und für die Erhaltung ihrer Staaten zu opfern bereit war und die besonders diesen Sohn zärtlich liebte. Sie entschloß sich schnell zu ihm zu reisen; der König begleitete sie, sowie ihre gewöhnlich sie begleitenden Frauen, Frau von Rais, Frau von Sauve und ich. Auf Flügeln der mütterlichen Liebe getragen, legte sie den Weg von Paris nach Tours in drei und einem halben Tag zurück, welches nicht ohne große Beschwerde und viele lächerliche Unfälle geschah, besonders für den armen Kardinal von Bourbon, der sie nie verließ, der aber weder Laune, noch körperliche Beschaffenheit zu dergleichen Hofdienst hatte. Zu Plessis les Tours befand sich mein Bruder von Anjou an der Spitze aller Offiziere seiner Armee; in Gegenwart dieser Blüte der Fürsten und Herren aus ganz Frankreich hielt er dem Könige eine Anrede, worin er ihm über alles, was er ausgeführt hatte, Rechenschaft gab. Diese

Rede war mit solcher Kunst und so vieler Beredsamkeit abgefaßt und mit solchem guten Anstande gesprochen, daß er die Bewunderung aller Anwesenden erhielt, um so mehr, da seine große Jugend die Würde und Wichtigkeit seiner Worte hob, die mehr einem alten graubärtigen Heerführer zukamen als der sechzehnjährigen Jugend, in welcher er schon die Lorbeern von zwei gewonnenen Schlachten um seine Stirn gewunden hatte; dazu die Schönheit, die jeder Handlung Anmut verleiht und die mit seinem guten Glück sich um die Wette beeiferte, ihn zu verherrlichen. Was meine Mutter dabei empfand, die ihn so einzig liebte, läßt sich nicht beschreiben, so wenig als die Trauer des Vaters der Iphigenia je dargestellt werden konnte. Bei einer jeden andern als bei ihr, aus deren Seele die Klugheit niemals wich, hätte man den Ausbruch der unmäßigen Freude in jedem Augenblick wahrgenommen; sie aber mäßigte mit Besonnenheit jede ihrer Bewegungen und zeigte, daß ein Verständiger nichts tut, was er nicht tun will. Ohne sich bei Freudenbezeugungen und Lobsprüchen zu verweilen, die ein so vollkommener und geliebter Sohn wohl verdient

hätte, ergriff sie sogleich die Punkte seiner Rede, welche die Kriegsvorfälle betrafen, um mit den dabei gegenwärtigen Fürsten und Herren darüber zu Rate zu gehen, damit sie einen ordentlichen Entschluß fassen und die nötigen Vorkehrungen, den Krieg fortzuführen, treffen könnten. Zu dem Ende mußte man sich einige Tage an dem Orte aufhalten. Einen dieser Tage, als die Königin Mutter mit einigen Fürsten im Garten spazieren ging, bat mich mein Bruder von Anjou, daß ich mit ihm in einer andern Allee gehen möchte; dort hielt er mir folgende Rede: „Schwester, unsre gemeinschaftliche Erziehung verbindet uns nicht weniger als unsre Verwandtschaft; auch wirst du es wohl immer erkannt haben, daß ich zu dir immer vorzugsweise vor allen andern Geschwistern die stärkste Zuneigung hatte, so wie ich auch bemerkt, daß du mir gleiche Freundschaft schenktest. Bis hierher wurden wir absichtslos, bloß von natürlicher Zuneigung, zu diesem Verein geleitet, ohne daß unsre Verbindung uns einen andern Nutzen schaffte als das bloße Vergnügen, uns zu unterhalten. Dies ziemte der Kindheit wohl, wir sind aber jetzt nicht mehr Kinder und dür-

fen nicht länger als solche leben. Du siehst nun die großen und rühmlichen Ämter, zu denen Gott mich ausersehen und zu denen die Königin, unsre vortreffliche Mutter, mich gebildet. Dich liebe ich über alles auf der Welt, und du sollst dich jeder Macht, jeder Größe, die mir zuteil wird, mit mir erfreuen. Du hast, so wie ich dich kenne, Verstand und Beurteilung genug, um mir bei der Königin Mutter zu dienen. Zur Erhaltung meines jetzigen Glücks ist es notwendig, daß sie mir gnädig bleibt, denn sie ist meine vorzüglichste Stütze; darin, befürcht ich nun, möchte meine Abwesenheit mir schädlich sein, und doch hält mein Posten und der Krieg mich in beständiger Entfernung. Der König, unser Bruder, bleibt dagegen beständig bei ihr, schmeichelt ihr und ist ihr überall gefällig; in der Folge kann mir dieses schädlich werden; denn der König, unser Bruder, wächst heran, und sein Mut möchte sich wohl nicht immer mit der Jagd belustigen lassen; wenn er ehrgeizig wird, so könnte er am Ende die Tierhetze mit der Menschenhetze vertauschen wollen und mir die Stelle als Leutnant des Königs, die er mir übertragen, wieder nehmen und seine Ar-

meen selber kommandieren; dieses könnte aber nicht ohne meinen völligen Untergang geschehen, denn ehe ich diesen Fall erduldete, würde ich lieber den grausamsten Tod wählen. Ich habe auf ein Mittel gedacht, mich von dieser Furcht zu befreien, und finde es notwendig für mich, daß eine Person, die mir ganz ergeben und von meiner Partei ist, die Königin Mutter beständig umgebe. Niemand, das weiß ich, ist dazu fähiger als du, denn du bist mein anderes Ich. Du hast alle erforderlichen Verdienste, Verstand, Überlegung und Treue, wenn du die Gefälligkeit für mich haben willst, auch die gänzliche Unterwürfigkeit hinzuzufügen; denn ich muß dich bitten, beständig um die Königin Mutter zu sein; beim Lever, im Kabinett, beim Schlafengehen, kurz den ganzen Tag unausgesetzt. Dadurch wird sie dahin gebracht, sich dir mitzuteilen, da ich mit ihr von deinen Fähigkeiten sprechen und von dem Troste und von der Hilfe, die sie dadurch erlangen mag, und sie ersuchen werde, dir nicht länger als einem Kinde zu begegnen, sondern dich in meiner Abwesenheit wie mich selber zu behandeln. Sie wird es auch sicher tun. Sprich mit ihr mit

eben dem Zutrauen und derselben Sicherheit, als ob du zu mir redetest; glaube mir, es wird sie sehr erfreuen, und für dich ist es ein großes Glück, ihr Vertrauen zu besitzen; auf diese Weise kannst du für dich wie für mich viel tun, und ich werde dir nächst Gott die Erhaltung meines Lebens verdanken."

Welche neue Sprache für mich, die ich bis jetzt ganz ohne Absicht gelebt, an nichts denkend als an Tanzen und Jagen, sogar ohne Begierde zu gefallen oder mich zu schmücken; ich war zu jung dazu, war auch unter solchem Zwang bei der Königin Mutter erzogen worden, daß ich nicht allein mir nie getraute, sie anzureden, sondern wenn sie mich nur anblickte, so bebte ich, aus Furcht, ihr durch irgend etwas mißfallen zu haben. Es fehlte wenig, so hätte ich meinem Bruder dasselbe geantwortet, was Moses dem Herrn bei der Erscheinung des brennenden Dornbusches: wer bin ich? mein Herr, sende, welchen du senden willst!

Ich fand jedoch in mir, was ich vorher nicht geahnt hatte; Kräfte wurden in meinem Innern durch seine Worte erregt, die ich nie gekannt, obgleich ich mit ziemlichem Mut gebo-

ren ward. Als ich von dem ersten Erstaunen zu mir selber gekommen war, so gefielen mir die Worte meines Bruders wohl, und in dem Augenblick fühlte ich mich wie verwandelt und als ob ich höher stände als bisher. Ich erhielt Zutrauen zu mir selber und antwortete ihm: „Mein Bruder, verleiht Gott mir ebenso die Fähigkeit und die Kühnheit, mit der Königin Mutter zu sprechen, wie ich den guten Willen habe, dir in dem zu dienen, was du von mir verlangst, so zweifle nicht, daß du nicht allen Nutzen und jede Befriedigung davon ziehst, welche du dir davon versprichst. Ich werde sie so beständig umgeben, daß du es wohl einsehen wirst, wie ich dein Wohl jedem Vergnügen in der Welt vorziehe. Du tust auch sehr wohl daran, Zutrauen zu mir zu haben, denn niemand auf der Welt liebt und ehrt dich so, als ich. Sei gewiß, daß es, wenn ich bei der Königin Mutter bin, ebenso gut ist, als ob du selber bei ihr wärst, und nur für dich werde ich bei ihr sein."
Ich fühlte diese Worte besser, als ich sie auszusprechen vermochte. Der Erfolg bezeugte es; denn die Königin rief mich, als wir von da abgereist waren, zu sich in ihr Kabinett, wo sie mir

folgendes sagte: „Dein Bruder hat mich von eurem Gespräch unterrichtet. Er hält dich nicht mehr für ein Kind; auch ich will dich länger nicht so halten. Es wird mir eine Freude sein, mit dir wie mit deinem Bruder reden zu können. Du mußt immer um mich sein und darfst dich nicht fürchten, ganz frei mit mir zu sprechen, denn es ist mein ausdrücklicher Wille."
Meine Seele fühlte etwas bei diesen Worten, was sie bis dahin nie gefühlt hatte: eine so unaussprechliche Zufriedenheit, daß mich dünkte, es wäre alles, was ich bis dahin genossen, nur ein Schatten dieses Glücks; die Vergangenheit mit den Freuden der Kindheit, Tanzen, Jagen und die jugendlichen Gespielinnen kamen meinen Augen verächtlich vor, als eitle, törichte Dinge. Ich gehorchte dem mir so werten Befehl der Königin Mutter, und jeden Tag war ich die erste bei ihrem Lever und die letzte, wenn sie zu Bette ging. Sie beehrte mich manchmal zu zwei, drei Stunden lang mit ihrem Gespräch, und durch die Gnade Gottes war sie so sehr mit mir zufrieden, daß sie mich nicht genug gegen ihre Frauen zu rühmen wußte. Ich sprach beständig von meinem Bruder mit ihr, und dieser ward wieder

so treulich von allem, was vorging, benachrichtigt, als er es nur immer verlangen konnte.
In dieser glücklichen Lage blieb ich einige Zeit bei der Königin Mutter, während welcher die Schlacht bei Montoncourt geliefert ward. Mit der Nachricht dieser Schlacht ließ mein Bruder von Anjou, der nur danach trachtete, selber bei der Königin Mutter zu sein, ihr sagen: er ginge nun St. Jean d'Angely zu belagern, wo die Gegenwart des Königs und der Königin Mutter notwendig sein würde. Sie, die mehr noch als er danach verlangte, ihn zu sehen, beschloß sogleich, hinzureisen; sie nahm niemand mit als ihr gewöhnliches Gefolge, zu welchem auch ich gehörte. Ich ging mit außerordentlich großer Freude und ahnte das Unglück nicht, welches das Schicksal mir bereitete. Meine unerfahrene Jugend genoß arglos den Augenblick der Wohlfahrt, den sie ewig dauernd wähnte. Aber das neidvolle Geschick duldete die Dauer meiner glücklichen Lage nicht; dies feindselige Wesen bereitete mir ebensoviel Verdruß, als ich mir Freuden gedacht hatte, weil ich meinem Bruder mit solcher Treue gedient. Seitdem dieser von mir entfernt war, hatte er den von Guast bei sich

und war so von ihm besessen, daß er nur durch seine Augen sah und durch seinen Mund redete. Dieser Mensch, der zum Schlechthandeln geboren war, hatte den Verstand meines Bruders völlig eingenommen und geblendet und ihn mit tausend tyrannischen Grundsätzen angefüllt: daß man niemand lieben, niemand trauen müsse als sich selber; daß man auch niemand, selbst seine Geschwister nicht, an seinem Glücke müsse teilnehmen lassen, und andre schöne machiavellische Vorschriften dieser Art, die er sich in den Kopf setzen ließ und sie sogleich bei unsrer Ankunft in Ausübung brachte. Nach den ersten Begrüßungen fing meine Mutter gleich von meinem Lobe an und erzählte ihm, wie treulich ich ihm bei ihr gedient. Er gab ihr kalt zur Antwort: „Es wäre ihm recht lieb, daß es ihm so wohl gelungen sei, da er mich darum gebeten: aber die Klugheit erlaube nicht, daß man sich zu jeder Zeit derselben Mittel bediene; was in einer Stunde nützlich sei, könne in der nächsten Stunde schädlich werden.“ Sie fragte ihn nach dem Grund dieser Äußerung, worauf er denn, da er sah, daß es eben der rechte Augenblick war, die Maschine zu meinem Ruin

anzulegen, sagte: ‚Daß ich anfinge sehr schön zu werden, daß der Herzog von Guise sich um mich bewerbe und daß seine Oheime danach trachteten, mich mit ihm zu vermählen; sobald ich also Neigung zu ihm bekäme, so wäre sehr zu fürchten, daß ich alles, was sie mir anvertraute, ihm mitteilen würde. Der Ehrgeiz dieses Hauses sei ihr wohl bekannt, und sie wisse, wie sehr es dem unsrigen immer entgegen gewesen. Es würde also ratsam sein, daß sie nicht mehr von Geschäften mit mir rede, und daß sie nach und nach sich von mir zurückzöge und mich entferne.‘ Ich sah noch denselben Abend die Veränderung, die dieser verderbliche Rat bei ihr hervorbrachte. Ich sah, daß sie sich in Gegenwart meines Bruders mit mir zu reden scheute, und obgleich sie, während sie mit ihm sprach, mir drei- oder viermal befahl, mich zu Bette zu legen, wartete ich dennoch, bis er aus dem Zimmer war; dann näherte ich mich ihr und flehte sie an, mir zu sagen, ob ich unwissend das Unglück gehabt hätte, ihr Mißfallen zu erregen? Anfangs wollte sie es mir verbergen, endlich aber sagte sie: „Meine Tochter, dein Bruder ist verständig; was ich dir jetzt sagen

werde, beabsichtigt nichts als Gutes, du mußt ihm deswegen nicht übelwollen." Hierauf erzählte sie mir alles, was er ihr gesagt, und verbot mir, in Gegenwart meines Bruders wieder mit ihr zu sprechen. So wie die ersten Worte ihrer Gnade mich mit Freude erfüllt hatten, so war ein jedes dieser Worte mir wie ein Dolchstich ins Herz. Ich unterließ nichts, um ihr meine Unschuld darzutun: wie ich von dieser ganzen Sache nie ein Wort gehört und wie, wenn der Herzog von Guise diese Absicht haben und mir etwas davon sagen möchte, ich es ihr sogleich mitteilen würde. Es war aber alles umsonst; der Eindruck, den die Worte meines Bruders auf sie gemacht hatten, war so groß, und sie war so ganz davon eingenommen, daß weder Vernunft noch Wahrheit Raum bei ihr fanden. Da sagte ich ihr: ‚Mein Gefühl bei dem Verlust meines Glücks sei weniger schmerzhaft, als es bei der Erlangung desselben freudenvoll gewesen wäre. Mein Bruder', sagte ich, ‚raubt es mir, nachdem er es mir gegeben; und ebenso wie er es mir ohne mein Verdienst erlangen ließ, da er mir ein Lob erteilte, dessen ich nicht wert war, so entzieht er es mir auch wieder ohne

meine Schuld und wegen einer leeren Einbildung. Sie möchte versichert sein,‘ setzte ich hinzu, ‚daß die Erinnerung von dem, was mein Bruder mir zugefügt, ewig in meinem Gedächtnisse bleiben würde.‘ Darüber ward sie sehr erzürnt und verbot mir, ihn jemals etwas davon merken zu lassen.

Von diesem Tage an verminderte sich ihre Gunst täglich gegen mich, ihrem Sohne zu gefallen, der ihr Abgott war, und dem sie alles, was er verlangte, zugestand.

Der Gram, der mein Herz preßte und alle Kräfte meiner Seele unterdrückte, gab auch meinem Körper eine größere Empfänglichkeit für die Eindrücke der Epidemien, welche damals bei der Armee herrschten. Ich ward nach einigen Tagen sehr krank, an einem damals stark umgehenden hitzigen Scharlachfieber. Chappellain und Castelan, die beiden Ärzte des Königs und der Königin, waren zu gleicher Zeit davon weggerafft worden, als ob das Übel erst die Schäfer entfernen wollte, um die Herde desto leichter zu erlangen. Wenige nur, die von dieser Krankheit befallen waren, kamen davon.

Die Königin Mutter, welcher die Ursache meiner

Krankheit zum Teil wohl bekannt war, unterließ nichts, mir Hilfe zu schaffen; ohne die Gefahr der Ansteckung zu scheuen, blieb sie selbst immer bei mir. So sehr sie dadurch mein Übel erleichterte, so sehr ward es durch die Verstellung meines Bruders vermehrt. Nachdem er einen solchen Verrat gegen mich verübt und sich so undankbar bezeigt hatte, kam er weder Nacht noch Tag von meinem Bette fort und wartete mich so dienstfertig, als lebten wir in der größten Freundschaft. Ich konnte ihm seine Heuchelei nur durch meine Seufzer vorrücken, so wie Brutus dem Nero, der ihn hatte vergiften lassen; nur auf diese Weise konnte ich ihm zu verstehen geben, daß meine Krankheit mehr seiner üblen Behandlung als der Bösartigkeit der Luft zuzuschreiben sei.
Gott erbarmte sich meiner und rettete mich aus dieser Gefahr. Nach vierzehn Tagen, als die Armee aufbrach, ward ich in einem Tragsessel fortgebracht; jedesmal beim Nachtlager fand ich den König Karl, der sich nebst allen angesehenen Hofleuten die Mühe gab, mich mit dem Sessel bis an mein Bett zu tragen. So kam ich krank an Körper, kränker aber noch an der

Seele, von St. Jean d'Angely nach Angers, wo ich zu meinem Unglück den Herzog von Guise und seine Oheime fand. Mein Bruder von Anjou war ebensosehr über ihre Gegenwart, die seine List beschönigte, erfreut, als ich in Angst war, meine Leiden vergrößert zu sehen. Er fing auch sogleich an, seinen Plan auszuspinnen; täglich kam er zu mir und brachte den Herzog von Guise mit, den er sehr zu lieben vorgab. Oft umarmte er ihn dann und sagte, damit der Herzog diesen Gedanken auffassen sollte: „Wollte Gott, du wärst mein Bruder!" Der Herzog von Guise schien ihn nicht zu verstehen, aber ich verstand diese Bosheit sehr wohl und verlor fast ganz die Geduld darüber, sie ihm nicht vorrücken zu dürfen. Zu eben der Zeit sprach man von einer Vermählung mit mir und dem Könige von Portugal, der durch Gesandte um mich anhalten ließ. Ich schmückte mich auf Befehl der Königin Mutter, um diese Gesandte zu empfangen; mein Bruder hatte ihr aber glauben gemacht, ich wollte diese Vermählung nicht, und sie sprach noch denselben Abend mit mir darüber, in der Absicht, irgendeinen Grund zum Zank in meinen Antworten zu fin-

den. Ich sagte ihr aber: ‚Mein Wille hätte immer von dem ihrigen abgehangen, und alles, was ihr gefalle, sei ich bereit zu tun.' Darauf sagte sie in einem zornigen Ton, auf den sie sehr wohl vorbereitet war: ich sagte ihr nicht die Wahrheit, sie wüßte es bestimmt, daß der Kardinal von Lothringen mich beredet habe, seinen Neffen zu heiraten. Darauf bat ich sie, die Heirat mit dem Könige von Portugal sogleich zu schließen, damit sie von meinem Gehorsam überzeugt würde.

Jeden Tag sagte man ihr etwas Neues, um sie gegen mich aufzubringen und mich zu quälen, lauter Erfindungen aus von Guast seiner Fabrik, so daß ich nie Ruhe haben durfte. Von einer Seite verhinderte der König von Spanien meine Heirat mit dem Könige von Portugal, von der andern diente der Herzog von Guise zum Vorwand, mich beständig zu verfolgen, obgleich weder er noch seine Anverwandte mit mir redeten, und er schon seit Jahren eine Verbindung mit der Prinzessin von Porcian suchte. Da diese Heirat aber immer wieder aufgeschoben wurde, so beschuldigte man ihn unaufhörlich, daß er nach mir trachte. Endlich fiel mir ein, mich

an meine Schwester, die Herzogin von Lothringen, die alles in dem Hause vermochte, zu wenden. Ich schrieb ihr und bat sie, es dahin zu bringen, daß der Herzog von Guise den Hof verlasse und sich eilig mit seiner Geliebten, der Prinzessin von Porcian, vermähle; dabei stellte ich ihr vor, wie man diese Erfindung mit mir zu meinem Verderb und zum Verderb des Herzogs von Guise und seines ganzen Hauses geschmiedet habe. Meine Schwester sah dies auch sehr wohl ein; sie kam sogleich an den Hof, beschleunigte jene Vermählung und befreite mich dadurch von diesen Verleumdungen. Meine Feinde mußten schweigen, und ich fand endlich Ruhe.

Der König von Spanien unterdessen, gegen dessen Absicht es ist, wenn die Seinigen eine Verbindung außer seinem Hause suchen, brachte es dahin, daß die Unterhandlungen mit dem König von Portugal abgebrochen wurden, und es ward nicht weiter davon geredet. Nach einigen Tagen sprach man von der Heirat mit mir und dem Prinzen von Navarra, der jetzt unser tapfrer, großer König ist. Die Königin Mutter sprach bei der Tafel zuerst mit Herrn von Meru

davon, denn die Montmorencys hatten zuerst davon geredet. Nach der Tafel sagte er mir, die Königin Mutter habe es ihm aufgetragen, mit mir davon zu sprechen. Ich erwiderte darauf: es sei ganz überflüssig, mit mir zu reden, ich hätte keinen andern Willen als den ihrigen; doch flehe ich sie an, zu bedenken, daß ich eine gute Katholikin sei, und daß es mich schmerzen würde, einen Gemahl zu haben, der sich zu einem andern Glauben bekenne."
Die Königin Mutter ließ mich zu sich in ihr Kabinett kommen. Hier sagte sie mir: ‚Die Herren von Montmorency hätten ihr diese Verbindung angetragen, sie wollte nun meine Meinung darüber hören.' Darauf gab ich dieselben Worte zur Antwort: ‚Ich hätte keinen Willen als den ihrigen, nur möchte sie erwägen, daß ich eine Katholikin sei.' Das Gerede davon ward immer stärker; dann kam die Königin von Navarra, seine Mutter, an den Hof, und die Verbindung ward noch vor ihrem Tode beschlossen. Einige Monate nachher kam der Prinz von Navarra, von da an König von Navarra genannt. Er war in Trauer um seine Mutter, und achthundert Edelleute, die ihm folgten, gleichfalls

in Trauerkleidern. Er ward vom Könige und dem ganzen Hof sehr ehrenvoll empfangen, und unsere Vermählung ward nach wenigen Tagen mit solchem Pomp und solcher Festlichkeit vollzogen, als vorher noch bei keiner meines Ranges. Der König von Navarra und sein Gefolge hatten die Trauer gegen sehr reiche und kostbare Kleider vertauscht; der ganze Hof war in kostbarem Schmuck, wie Sie wohl wissen und wie Sie es am besten beschreiben können. Ich trug die königliche Krone, den großen blauen Mantel, dessen Schleppe drei Prinzessinnen nachtrugen, und den kleinen Hermelinmantel. Der ganze Kronschmuck umstrahlte mich. Es waren, wie es bei den Vermählungen der Töchter der Könige von Frankreich gebräuchlich ist, Gerüste errichtet und mit Goldstoff behangen, von dem bischöflichen Palaste an bis zur Kirche Notre Dame. Unten erdrückte sich das Volk, um den Zug des Brautpaars und des ganzen Hofs über diese Gerüste zu sehen. An der Kirche empfing uns der Kardinal von Bourbon und sagte die dabei üblichen Worte. Dann gingen wir bis zur Tribüne, welche das Schiff vom Chor absondert. Hier waren zwei Stufen, die eine führte zum

Chor, die andere durch das Schiff hinaus, über die der König von Navarra aus der Kirche ging. Das Schicksal gönnt den Sterblichen kein dauerndes Glück. Diese festlichen Freuden wurden in Leiden und Schrecken verkehrt, durch die Verwundung des Admirals, wodurch die Partei der neuen Religion aufs äußerste beleidigt und ganz zur Verzweiflung gebracht wurde. Der ältere Pardaillan und einige andre Anführer der Hugenotten redeten in einem Tone mit der Königin Mutter, der ihr üble Absichten befürchten ließ. Es ward nach dem Rat des Herzogs von Guise und meines Bruders, des Königs von Polen, nachmaligen Königs von Frankreich, der Beschluß gefaßt, ihnen zuvorzukommen. Diesem pflichtete aber König Karl keineswegs bei; er schätzte die Herren Rochefaucault, Teligny, la Noue und einige andre Häupter der neuen Religion, die er in Flandern zu nutzen dachte. Ich habe ihn selber sagen hören, daß sie Mühe gehabt hätten, seine Einwilligung zu erlangen, und er würde sie nie gegeben haben, wenn man ihm nicht hätte zu verstehen gegeben, daß es die Sorge für den Staat und für sein Leben so erfordere. Da er Maurevels Angriff auf den Ad-

miral erfuhr (wie er nämlich aus dem Fenster nach ihm geschossen, in der Absicht, ihn zu töten; er ward aber nur in der Schulter verwundet), war er überzeugt, Maurevel habe diesen Streich auf Anstiften des Herzogs von Guise ausgeführt, der sich an dem Admiral rächen wollte, weil dieser auf ebendiese Weise den Vater des Herzogs von Guise durch Poltrot hatte ermorden lassen; und er, der König Karl, geriet deshalb in eine solche Wut gegen den Herzog von Guise, daß er darauf schwur, er solle es entgelten. Der König würde ihn gewiß haben in Verhaft bringen lassen, hätte er sich nicht den ganzen Tag über verborgen gehalten. Niemals war es der Königin Mutter so schwer geworden, dem Könige begreiflich zu machen, daß es zum Wohl des Staates geschehen wäre, wegen der schon erwähnten Neigung, die er zum Admiral, zu la Noue und zu Teligny trug; er schätzte ihren Geist und ihre Tapferkeit; er, als ein so mut- und geistvoller Fürst, schätzte nur die Personen, bei denen er dieselben Eigenschaften wahrnahm. Obgleich sie dem Staate sehr schädlich waren, so wußten diese Füchse sich so gut zu verstellen, daß sie ganz das Herz des vortreff-

lichen Fürsten gewannen, indem sie ihn hoffen ließen, dem Staate zu seiner Vergrößerung nützlich zu werden, indem sie ihm gute, ruhmwürdige Unternehmungen auf Flandern vorschlugen, die fähig waren, diese große, königliche Seele zu reizen. Wie ihm auch die Königin Mutter vorstellen mochte, daß der Mord, den der Admiral an des Herzogs Vater hatte verüben lassen, den Sohn entschuldige, wenn er selbst Rache suche, wo er keine Gerechtigkeit erlangen könnte. Auch daß der Mord des Admirals an Charry, Feldzeugmeister der Leibgarde des Königs, einem so tapfern Manne, der dem König Karl so treulich während seiner Minderjährigkeit gedient, eine solche Strafe wohl verdiene. Diese Worte mußten den König Karl überzeugen, daß die Königin Mutter Charrys Tod nicht vergessen hatte; dennoch war er vom Schmerz wegen des Verlustes der Personen, die ihm einst, wie er glaubte, nützlich sein könnten, so ganz hingerissen und so ganz betäubt, daß er gar nicht daran dachte, seine leidenschaftliche Begierde, ihnen Recht widerfahren zu lassen, zu mäßigen oder zu ändern; unaufhörlich befahl er, den Herzog von Guise aufzusuchen und in

Verhaft zu nehmen; er wollte durchaus diese Tat nicht unbestraft lassen.

Da endlich Pardaillan durch seine Drohungen bei der Abendtafel der Königin Mutter die übeln Gesinnungen der Hugenotten verriet, und sie einsah, wie die Dinge durch diese Begebenheit so weit gediehen waren, daß die Hugenotten den König und sie selbst angreifen würden, wenn sie ihnen nicht noch in derselben Nacht zuvorkäme, so entschloß sie sich, dem Könige die Gefahr, in welcher er sich befände, und die wahren Umstände der ganzen Sache bekanntmachen zu lassen, und zwar durch den Marschall von Rais, denn sie wußte, daß der König es von diesem, als seinem Vertrautesten und Begünstigsten, am besten aufnehmen würde. Der Marschall ging noch denselben Abend um neun oder zehn Uhr zu dem König in sein Kabinett, wo er ihm sagte: ‚Er könne als sein treuer Diener ihm die Gefahr nicht verhehlen, wenn er in seinem Vorsatz beharren sollte, den Herzog von Guise zur Rechenschaft zu ziehen; er müsse endlich wissen, daß der Herzog von Guise nicht allein an dem Angriff des Admirals schuld sei, sondern daß auch der König von Polen, der nachmals König

von Frankreich ward, und die Königin Mutter mit von der Partie wären. Der große Schmerz der Königin Mutter bei Charrys Ermordung wäre ihm bekannt; mit großem Rechte fühle sie sich gekränkt, weil sie zu derselben Zeit wenige Diener habe, die nur von ihr abhingen; denn wie der König wohl wisse, wäre während seiner Minderjährigkeit ganz Frankreich in Parteien geteilt gewesen, die Katholiken für den Herzog von Guise und die Hugenotten für den Prinzen Condé; beide trachteten danach, ihm die Krone zu rauben, deren Erhaltung er nächst Gott allein der Wachsamkeit und der Klugheit der Königin Mutter verdanke, und in dieser Bedrängnis hätte niemand als Charry ihr treulich beigestanden; damals hätte sie, wie der König wohl wisse, geschworen, seine Ermordung zu rächen. Auch sähe sie ein, daß der Admiral dem Staate äußerst verderblich sei, daß er keinen andern Vorsatz habe, als Frankreich in Verwirrung zu stürzen und das unter dem Schein, dem Könige in Flandern zu dienen. Ihr Vorsatz sei gewesen, den Admiral, diese Pest des Königreichs, allein hinweg zu räumen; zum Unglück habe Maurevel sein Ziel verfehlt, und

die Hugenotten wären so in Verzweiflung geraten, daß sie nicht allein sich an dem Herzog von Guise, sondern auch an der Königin Mutter und an seinem Bruder, dem Könige von Polen, rächen wollten; und da sie sogar wähnen, er, der König, habe Anteil daran, haben sie beschlossen, noch in derselben Nacht die Waffen zu ergreifen, so daß Se. Majestät sich in großer Gefahr befänden, sowohl von seiten der Hugenotten als der Katholiken um des Herzogs von Guise willen.‘
Der König Karl, mein Bruder, der stets sehr vernünftig und der Königin Mutter gehorsam war, der als ein aufrichtig katholischer Fürst wohl einsah, worauf es ankam, faßte den Entschluß, sich mit der Königin Mutter zu vereinigen, sich ihrem Willen zu fügen und seine Person von den Katholiken gegen die Hugenotten beschützen zu lassen, obgleich unter unaufhörlichem Bedauern, Teligny, la Noue und Herrn von la Rochefaucault nicht retten zu können. Er begab sich zur Königin Mutter, ließ den Herzog von Guise und die andern katholischen Fürsten und Anführer kommen und beschloß mit ihnen, noch in derselben Nacht das Blutbad

der St. Barthelemy zu veranstalten. Sogleich ward auch Hand an das Werk gelegt, die Straßen gesperrt, Sturm geläutet, und jeder eilte nach der gegebenen Order nach dem ihm angewiesenen Quartier, zum Admiral und zu den andern Hugenotten. Der Herzog von Guise stand bei der Wohnung des Admirals; Besme, ein deutscher Edelmann, ging zu ihm hinauf, erstach ihn und warf den Leichnam seinem Herrn, dem Herzog von Guise, aus dem Fenster zu. Mir hatte man nichts von allem dem gesagt; ich sah alles in großer Bewegung; die Hugenotten in Verzweiflung wegen der Verwundung des Admirals; die Herren von Guise sich ängstlich in die Ohren zischelnd und in Besorgnis, daß man sie zur Rechenschaft fordern würde. Die Hugenotten hielten mich als eine Katholikin für verdächtig und die Katholiken, weil ich einen Hugenotten geheiratet hatte, so daß keiner mir etwas sagte, bis auf den Abend, da ich beim Zubettgehen der Königin Mutter neben meiner Schwester, der Herzogin von Lothringen, saß, die sehr niedergeschlagen war, die Königin Mutter, nachdem sie mit jemand leise gesprochen hatte, mich erblickte und mir befahl, mich zu

Bette zu legen. Da ich mich nun verneigte und weggehen wollte, ergriff meine Schwester mich am Arm und rief, indem sie sehr weinte: „Mein Gott, Schwester, geh nicht hin!“ worüber ich heftig erschrak. Die Königin Mutter merkte es, rief meine Schwester zu sich und verbot ihr sehr zornig, mir etwas davon zu sagen. Meine Schwester stellte ihr vor: man möchte mich doch nicht so als Opfer hinschicken: sie würden sich, wenn sie etwas entdecken sollten, gewiß an mir rächen. Darauf antwortete ihr die Königin Mutter: „Wenn es Gottes Wille ist, wird ihr nichts Übles geschehen. Wie es aber auch sei, müßte ich doch gehen, um ihnen keinen Verdacht zu geben.“

Ich sah, daß sie miteinander stritten, konnte aber kein Wort verstehen. Darauf befahl sie mir noch einmal sehr hart, zu Bette zu gehen. Meine Schwester, die in Tränen schwamm, wünschte mir gute Nacht, ohne mir weiter etwas sagen zu dürfen, und ich ging vor Furcht bebend, ohne zu wissen, was ich zu fürchten hatte. Sobald ich in meinem Kabinett war, betete ich zu Gott, daß er mich in seinen Schutz zu nehmen würdig halten möchte, und daß er

mich beschütze; ich wußte aber weder gegen was, noch gegen wen. Darauf befahl mir der König, mein Gemahl, daß ich mich zu Bette legen sollte. Ich gehorchte, fand aber sein Bett umringt von dreißig bis vierzig Hugenotten, die ich noch nicht kannte, weil ich erst so kurze Zeit vermählt war. Die ganze Nacht durch redeten sie zu mir vom Admiral; sie faßten den Entschluß, mit Anbruch des Tages zum Könige zu gehen, um Genugtuung zu fordern, und im Falle, daß man ihnen solche nicht gebe, sie sich selber zu verschaffen. Mir lagen noch immer die Tränen meiner Schwester am Herzen, und ich konnte vor Furcht nicht einschlafen, ohne doch zu wissen worüber. So verging die Nacht, keiner tat die Augen zu. Mit Tagesanbruch sagte der König, mein Gemahl, er wolle Ball spielen, bis der König Karl aufwache, dann wollte er sogleich zu ihm und Genugtuung fordern. Darauf verließ er mein Gemach, und seine Edelleute folgten ihm. Da ich sah, daß der Tag angebrochen war, meinte ich, die Gefahr, von welcher meine Schwester gesprochen, sei vorüber; der Schlaf überwältigte mich, ich befahl daher meiner Amme, die Türe zu ver-

schließen, damit ich ruhig schlafen könnte. Nach einer Stunde, nachdem ich fest eingeschlafen war, pochte jemand mit Händen und Füßen an die Tür und rief: „Navarra, Navarra!“ Meine Amme meinte, es sei der König, mein Gemahl, und lief schnell hinzu, ihm die Türe zu öffnen. Es war ein Edelmann, namens Tejan, der von einem Degenstoß über den Ellbogen und von einer Hellebarde in den Arm verwundet war; er drängte sich mit vier Häschern, die ihn verfolgten, in mein Zimmer und warf sich auf mein Bett, um sich zu retten. Da ich alle diese Menschen sah, die sich über mich herwarfen, flüchtete ich in den Gang hinter meinem Bette, er aber mir nach, indem er sich fest an mich klammerte. Ich kannte den Mann gar nicht und wußte nicht, ob er in der Absicht gekommen war, mir Leides zu tun, oder ob die Häscher ihm oder mir etwas tun wollten. Wir schrien beide und waren einer so erschrocken als der andere. Gott gab es, daß Herr von Nançay, Hauptmann von der Garde, dazukommen mußte; er konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er mich in diesem Zustand erblickte, obgleich er mich bedauern mußte; er schimpfte auf die Häscher

auf diese Frage verstände (auch konnte ich in Wahrheit damals wie jene Römerin sagen, die ihrem Manne, als er ihr vorwarf, sie habe es ihm nie gesagt, daß er einen übelriechenden Atem habe, antwortete: sie hätte geglaubt, alle Männer hätten einen solchen Atem, weil sie vorher nie einem andern Manne nahegekommen wäre); wie dem aber auch sein möge, so wollte ich doch in dem Stande bleiben, in den sie selbst mich gesetzt. Ich argwohnte es gleich, daß man mich nur deshalb von ihm scheiden wollte, um ihm einen bösen Streich zu spielen.

Bald darauf begleiteten wir den König von Polen bis nach Beaumont. Ehe er Frankreich verließ, ließ er kein Mittel unversucht, mich seine Undankbarkeit vergessen zu machen und wieder mit mir auf den freundschaftlichen Fuß zu kommen, auf welchem wir sonst gewesen waren; er verlangte sogar, eh er von mir Abschied nahm, ich solle ihm Freundschaft zuschwören.

Seine Entfernung und die Krankheit des König Karls, welche beinahe zu ebender Zeit erfolgte, weckte wieder den Geist der beiden Parteien im Königreiche und die verschiedenen Projekte im

Staate. Die Hugenotten hatten nach dem Tode des Admirals den König, meinen Gemahl, und meinen Bruder, den Herzog von Alençon, beredet (den sie vor der St. Barthelemy durch die Hoffnung gewonnen hatten, ihn in Flandern zu etablieren), eine Schrift zu unterschreiben, durch welche sie sich verpflichteten, den Admiral zu rächen und sich, sobald der König und die Königin Mutter wieder nach Frankreich kommen würden, durch die Champagne davonzumachen, wo sie alsdenn Truppen zu ihrem Empfange in Bereitschaft finden sollten. Herr von Mioßans, ein katholischer Edelmann, erfuhr diese Unternehmung, die dem Könige, seinem Herrn, nachteilig war; er teilte sie mir mit, um diese Sache zu hintertreiben, die sowohl ihnen als dem Staate so schädlich hätte werden können. Ich ging sogleich zum Könige und zur Königin Mutter und sagte ihnen, daß ich ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen hätte, ich würde es aber nur unter der Bedingung entdecken, daß sie mir das Versprechen gäben, denjenigen, die ich nennen würde, nicht zu schaden, sondern Mittel anwenden müßten, der Sache abzuhelfen, ohne sich weiter etwas merken zu

lassen. Ich entdeckte ihnen hierauf, daß mein Gemahl und mein Bruder morgen zu den Hugenotten entfliehen wollten, von denen sie mit Truppen erwartet würden, um der Verbindung willen, welche sie wegen des Admirals eingegangen; ich bat sie, ihren Kindern zu verzeihen, weil sie wegen jener Verbindung sehr zu entschuldigen wären, und ihnen irgendein Hindernis in den Weg zu legen, ohne sich aber weiter etwas merken zu lassen. Die Sache ward so vorsichtig geführt, daß sie durchaus nicht entwischen konnten, und doch wurden sie nicht gewahr, woher ihnen die Verhinderung kam. Wir kamen nach St. Germain, wo wir uns wegen der Krankheit des Königs sehr lange aufhielten. Währenddem suchte mein Bruder, der Herzog von Alençon, sich mir angenehm zu machen, und bemühte sich sehr um meine Freundschaft, so wie ich sie für meinen Bruder, den König Karl, immer hatte; denn bis dahin hatten wir uns nur wenig gesehen, und wir waren gar nicht sehr vertraut, weil er selten bei Hofe und beständig entfernt war gehalten worden. Durch seine Unterwürfigkeit, Anhänglichkeit und zärtliche Zuneigung ward ich auch

bewogen, ihn zu lieben, und entschlossen, mich seiner Angelegenheiten anzunehmen. Doch immer nur unter der einzigen Bedingung, daß es nie etwas zuwider meiner Pflicht gegen meinen Bruder, den König Karl, sein dürfte, den ich über alles ehrte. Das Wohlwollen des Herzogs von Alençon gegen mich ward nie unterbrochen und dauerte bis an seinen Tod.

Da nun die Krankheit des König Karls immer zunahm, hörten die Hugenotten nicht auf, etwas Neues hervorzusuchen, um den König, meinen Gemahl, und meinen Bruder, den Herzog von Alençon, vom Hofe zu entfernen; und diesmal erfuhr ich es nicht so wie das erstemal. Gott aber gab es zu, daß die Königin Mutter selber das Feuer entdeckte, als es eben ausbrechen wollte, indem die Truppen der Hugenotten an demselben Tage in St. Germain eintreffen sollten. Wir mußten um zwei Uhr nach Mitternacht aufbrechen und den König Karl in eine Sänfte schaffen, um eiligst nach Paris zu gehen. Die Königin Mutter nahm meinen Bruder und den König, meinen Gemahl, zu sich in ihren Wagen und behandelte sie nicht so sanft als das erstemal, denn sie wurden nach Vincennes gebracht,

wo sie nicht fortkonnten. Das Übel ward auch immer ärger dadurch, daß der König unaufhörlich Berichte erhielt, die seinen Argwohn und Unmut vergrößerten; worin ihn, wie ich glaube, auch die List derjenigen, die den Ruin unseres Hauses wünschten, sehr zu bestärken suchte. Dieser Argwohn ging so weit, daß die Marschälle von Montmorençy und von Cosse nach Vincennes ins Gefängnis gebracht wurden; la Mole und der Graf Coconnas aber es mit ihrem Leben bezahlen mußten. Es ging so weit, daß man eine Kommission vom Parlamentshof sandte, um meinen Bruder und den König, meinen Gemahl, zu verhören. Dieser hatte niemand um sich, der ihm hätte raten können; er gab mir also Befehl, schriftlich aufzusetzen, was er zu antworten habe, um weder sich noch andere in Schaden oder in Verlegenheit zu bringen. Mit Gottes Hilfe brachte ich diese Schrift auch so gut zu Stande, daß er völlig damit zufrieden und die Herren von der Kommission sehr verwundert waren, ihn in so guter Fassung zu sehen. Da ich nun sah, daß durch den Tod des la Mole und des Grafen Coconnas die Beschuldigungen gegen sie so gehäuft wurden,

daß man für ihr Leben zu fürchten hatte, entschloß ich mich (ungeachtet daß ich mich so gut bei dem Könige stand, und er mich über alles liebte) dennoch mein ganzes Glück aufs Spiel zu setzen, um ihnen das Leben zu retten. Ich bedachte, wie ich immer mit meiner Kutsche ein- und ausführe, ohne daß die Wachen hinein sahen, noch meinen Frauen ihre Masken abnehmen ließen; ich wollte also einem von den beiden Frauenkleider anziehen, und ihn in meinem Wagen mit hinaus nehmen; beide konnten nicht mitgehen, sie wurden zu genau bewacht, auch war es hinlänglich, daß nur einer frei war, um dem andern das Leben zu sichern. Aber sie konnten sich nicht darüber vereinigen, welcher von ihnen zurückbleiben sollte, jeder wollte lieber mit hinausgehen, und darum konnte aus der ganzen Sache nichts werden. Gott wendete ein Mittel an, sie zu befreien, das sehr zu meinem Unglück gereichte; denn er nahm mir den König Karl, die Stütze und die Sicherheit meines Lebens; einen Bruder, von dem ich nie anderes als Gutes genossen, der mich bei den Verfolgungen meines Bruders von Anjou zu Angers immer

warnte, mir riet und half. Kurz in ihm verlor ich das Größte, was ich zu verlieren hatte. Nach diesem für Frankreich sowohl als für mich traurigen Fall gingen wir dem Könige von Polen nach Lyon entgegen. Er war immer noch von dem von Guast eingenommen, und so hatten dieselben Ursachen immer noch dieselben Wirkungen. Er hatte diesen verderblichen Geist in Frankreich zurückgelassen, um seine Partei zu erhalten, weil er auf meinen Bruder von Alençon eifersüchtig war, dessen Einigkeit mit dem Könige, meinem Gemahl, ihm Verdacht einflößte; da er nun mich als das Band und das Mittel ansah, das ihre Freundschaft erhielt, so hielt er es für das sicherste Mittel, sie zu veruneinigen, wenn man einerseits suchte, Mißhelligkeit zwischen mich und den König, meinen Gemahl, zu bringen, und hernach es dahin zu bringen, daß Frau von Sauve, der sie beide aufwarteten, sie einen auf den andern eifersüchtig mache. Dieser abscheuliche Anschlag, die Quelle und der Ursprung so vieles Verdrusses, so vieler Widerwärtigkeiten und Übel, welche ich und mein Bruder seitdem erlitten haben, ward mit eben so großem Eifer und so vieler

List ausgeführt, als er verderblich ausgedacht war.

Viele halten dafür, daß Gott die Großen in besonderen Schutz nehme, und daß er den Seelen, in welchen er irgend eine nicht gewöhnliche Vortrefflichkeit hervorleuchten macht, durch gute Geister insgeheim die guten oder bösen Begebenheiten, welche ihnen zugedacht sind, verkündigen lasse; so wie man bei der Königin Mutter, die wohl hiezu gerechnet werden darf, bei verschiedenen Gelegenheiten bemerken konnte. So hat sie die Nacht vor jenem unglücklichen Turniere geträumt, daß der König, mein Vater, ins Auge verwundet würde, wie auch wirklich geschehen; da sie erwachte, bat sie ihn zu wiederholten Malen, an diesem Tage nicht zu turnieren und sich bloß mit Zusehen zu vergnügen. Aber das unausweichbare Schicksal gönnte dem Reiche nicht so viel Gutes, daß der König diesem Rate gefolgt hätte. Nie verlor sie eins ihrer Kinder, ohne daß sie nicht eine große Flamme erblickte, wobei sie denn immer gleich ausrief: „Gott behüte meine Kinder!“ Aber den Augenblick darauf hörte sie dann immer die betrübende Nachricht, die ihr

durch die Flamme schon war angezeigt worden. Zu Metz war sie an der Pest schwer krank, welche sie in den Nonnenklöstern aufraffte, deren es eine große Anzahl in dieser Stadt gab welche davon angesteckt waren, und die sie besuchte; sie ward aber auf eine wunderbare Weise für den Staat erhalten, der ihrer noch so sehr bedurfte, durch die Sorge ihres Arztes, des Herrn Castelan, der damals als ein neuer Äskulap einen ausgezeichneten Beweis seiner vortrefflichen Kunst ablegte. Da sie nun im Fieber phantasierte, und der König Karl, mein Bruder, meine Schwester und mein Bruder von Lothringen, viele Herren vom Staatsrat, Prinzessinnen und viele Damen um ihr Bette standen, ihr beistanden, und sie wie ohne Hoffnung nicht einen Augenblick verlassen wollten, rief sie aus ihren Fieberträumen, als ob sie die Schlacht bei Jarnac vor sich sähe: „Seht, sie fliehen, mein Sohn siegt! – O mein Gott! hebt meinen Sohn auf, er liegt auf der Erde! Seht ihr nicht den Prinzen von Condé dort an der Hecke tot liegen?“ Alle Anwesenden glaubten, es sei eine Fieberphantasie, da sie nichts im Kopfe hatte, als meinen Bruder, der, wie sie

wußte, eben eine Schlacht liefern mußte. Aber in der darauf folgenden Nacht, als Herr von Losses ihr diese Nachricht eiligst als sehr unerwartet brachte, und sich mit seiner Eil ein großes Verdienst erworben zu haben glaubte, sagte sie ihm: „Ihr seid sehr überlästig, mich darum aus dem Schlafe zu wecken; ich wußte es schon. Habe ich es nicht vorgestern gesehen?"
Da erkannte man es denn, daß es kein Fiebertraum gewesen, sondern ein besonderes Zeichen, das Gott den seltenen berühmten Personen sendet. Die Geschichte liefert uns so manches Beispiel davon bei den alten Heiden; so wie das Gespenst das Brutus gesehen und viele andre die ich nicht anführen will, da es meine Absicht nicht ist, diese Memoiren auszuschmücken, sondern wahr zu erzählen und schnell zu endigen, damit Sie sie desto früher erhalten. Solcher göttlichen Eingebung kann ich mich nicht wert achten, um aber nicht undankbar die große Gnade zu verschweigen, die Gott mir erzeigt, welche ich mein Leben lang bekennen will und soll, um ihm dafür zu danken; und damit ein jeder die Wunder seiner Allmacht und

Güte, und die Barmherzigkeit welche er mir erzeigt, preise, so will ich gestehen, daß ich niemals mich einer merkwürdigen Begebenheit nähere, sie sei nun traurig oder fröhlich, ohne daß ich nicht vorher im Traume, oder sonst auf irgendeine Weise davon benachrichtigt würde; und ich kann wohl den Vers sagen: „Mein Unglück und mein Glück weissagt mir selbst mein Geist."

Diese Erfahrung machte ich wieder, bei der Ankunft des Königs von Polen, da die Königin Mutter ihm entgegen gegangen war. Während sie sich umarmten und sich gegenseitig bewillkommten, überfiel mich, obgleich man im Gedränge vor Hitze fast erstickte, ein solcher Schauder, daß der, welcher mich führte, es bemerkte. Ich hatte viel Mühe es zu verbergen, als der König, nachdem er die Königin Mutter verlassen, zu mir kam und mich begrüßte. Diese Vorbedeutung ging mir tief ans Herz. Es vergingen jedoch noch einige Tage, eh der König den Haß und den übeln Willen merken ließ, den der arglistige Guast in ihm gegen mich durch den Bericht erregt hatte, daß ich seit dem Tod des Königs und während seiner Abwesenheit die

Partei des Herzogs von Alençon genommen und ihm die Zuneigung des Königs, meines Gemahls, zugewendet habe. Da sie nun immer eine Gelegenheit zu erschleichen suchten, um nach der genommenen Abrede den Herzog von Alençon und den König, meinen Gemahl, zu veruneinigen, indem sie erst mich mit meinem Gemahl entzweiten, und hernach sie wieder unter einander auf Frau von Sauve eifersüchtig zu machen, so paßten sie es einmal ab, da die Königin Mutter einen Nachmittag wegen eines wichtigen Geschäftes in ihrem Kabinet war, und Ihre Cousinen Frau von Nevers, und von Rais, die Fräulein von Bourdeille und von Sürgeres, mich baten, mit ihnen in der Stadt herum zu fahren; worauf Fräulein von Montigny, die Nichte von Fräulein von Uesey, sagte, daß die Abtei St. Peter ein sehr schönes Frauenkloster sei, und wir entschlossen uns hinzufahren; sie bat uns mitfahren zu dürfen, weil sie eine Tante dort habe, die sie besuchen möchte, und man nicht eingelassen würde, wenn man nicht mit einer großen Dame käme. Wir nahmen sie mit, und als wir in den Wagen stiegen, der von uns sechsen, nebst der Frau von Curton, die mich

allenthalben begleitete, ganz voll war, kamen Liancourt, der erste Stallmeister des Königs, und Camille und hängten sich an den Schlag von Thorignys Wagen, wo sie sich so gut als es angehen wollte, fest hielten; da sie immer von sehr heiterer Laune waren, scherzten sie, und sie wollten auch die hübschen Nonnen sehen. Die Gegenwart des Fräulein von Montigny, welche uns allen fremd, und der Männer, die Vertraute des Königs waren, betrachtete ich als eine Veranlassung der göttlichen Vorsehung, um mich vor der bösen Verleumdung zu schützen, die man erdachte. Mein Wagen war an der Vergoldung, und an dem gelben, reich mit Silber besetzten Sammt, womit er ausgeschlagen war, sehr kenntlich; da wir ausgestiegen und in das Kloster gegangen waren, erwartete er uns auf dem Platze, auf welchem viele Edelleute wohnten. Während wir uns in dem Kloster aufhielten, kam der König über diesen Platz, um Quelus zu besuchen, der gerade krank war; es war niemand in seinem Gefolge, als der König, mein Gemahl, von O., und der dicke Ruffé. Da der König meinen Wagen auf dem Platz halten sah, wendete er sich zu dem Könige, meinem Ge-

mahl, und sagte: „Sehet, da steht der Wagen Eurer Frau, und hier wohnt Bidé;" (derselbe, der seitdem Ihrer Cousine aufgewartet hat) „er ist krank, ich wette, sie ist bei ihm." Er schickte den dicken Ruffé hin, der als ein Freund von Guast ein sehr taugliches Instrument zu solcher Bosheit war, um nachzusehen, ob es wahr sei. Da nun Ruffé nichts fand, und er doch der Absicht des Königs durch die Wahrheit nicht entgegen handeln wollte, sagte er laut, so daß der König, mein Gemahl, es hören mußte: „Die Vögel waren drin, sind aber ausgeflogen." Dies gab nun genug Stoff zur Unterhaltung während ihres Rückwegs. Der König, mein Gemahl, zeigte hierbei die Güte und Einsicht, die ihn nie verläßt; er verwünschte im Herzen diese Bosheit und beurteilte sehr richtig, zu welchem Zwecke man sie anwenden wollte. Der König eilte, um früher als ich zurück zu kommen, damit er der Königin Mutter die Erfindung mitteilen und mir eine Beschimpfung bereiten könnte; er behielt auch Zeit genug es auszuführen, eh ich kam, und die Königin Mutter, halb weil sie es glaubte, halb diesem Sohne zu gefallen, den sie vergötterte, sprach heftig mich

tadelnd darüber in Gegenwart ihrer Damen. Da ich nun zurück kam, ging ich mit allen, die mich begleitet hatten, auf mein Zimmer, ohne etwas von allem dem zu ahnen. Sobald der König, mein Gemahl, mich kommen sah, fing er an zu lachen und sagte: „Geht zu der Königin Mutter, ich bin gewiß, Ihr kommt verdrießlich genug zurück.“ Ich fragte, warum? und was es gäbe? „Ich werde Euch gewiß nichts davon sagen,“ erwiderte er, „es sei Euch genug, daß ich es nicht glaube, es sind lauter Erfindungen uns zu entzweien, um dadurch Euren Bruder von mir zu entfernen.“ Da ich nichts mehr von ihm erfahren konnte, ging ich zur Königin Mutter. Im Saal begegnete ich dem Herzog von Guise; er war eben nicht unzufrieden mit dem Zwist, den er in unserm Hause ausbrechen sah; er als ein vorsichtiger Mann, hoffte die Trümmer aus dem Schiffbruche zu sammeln. „Ich erwartete Euch hier,“ sagte er, „um Euch zu benachrichtigen, daß die Königin Mutter sehr aufgebracht gegen Euch ist.“ Darauf erzählte er mir die ganze Geschichte, die er durch von O. erfahren hatte; dieser, als der Freund Ihrer Cousine, hatte es dem Herzog in

der Absicht hinterbracht, damit er uns die Nachricht davon brächte. Drauf ging ich in das Zimmer der Königin Mutter, sie war nicht darin, aber ich fand die Herzogin von Nemours, die andern Prinzessinnen und alle Damen darin, die mir zuriefen: „O Gott, gnädige Frau! die Königin Mutter ist sehr gegen Euch aufgebracht, es ist nicht ratsam daß Ihr jetzt zu ihr hinein geht.“ Nein, rief ich, hätte ich getan wessen der König mich bei ihr anklagte, so würde ich ihr ausweichen; ich bin aber ganz unschuldig und muß sie sprechen um sie darüber aufzuklären; drauf ging ich zu ihr in das Kabinett, das bloß mit einer hölzernen Wand abgeteilt war, so daß man draußen alles hören konnte was innen gesprochen ward. So bald sie mich erblickte, warf sie Feuer und Flammen, und alles, was ein ungemäßigter Zorn nur eingeben kann, gegen mich aus. Darauf versuchte ich ihr die Wahrheit vorzustellen, wie wir zehn bis zwölf Personen gewesen, und bat sie, sich darnach zu erkundigen, und nicht etwa meinen Freundinnen zu glauben, und denen, die mir vertraut seien, sondern das Fräulein von Montigny sollte sie fragen, die in gar keiner Verbindung

mit mir stehe, und Liancourt und Camille, die Vertrauten des Königs. Sie hatte aber kein Ohr für Recht oder Vernunft, und wollte gar nichts hören, es sei nun, daß sie von dieser Lüge überzeugt war, oder jenem Sohne zu gefallen, den sie aus Neigung, aus Pflicht, von Hoffnung oder von Furcht verleitet, anbetete, und hörte nicht auf zu schreien, zu zanken und zu drohen. Da ich ihr nun sagte, sicher habe der König mir diesen Dienst geleistet; geriet sie noch heftiger in Zorn und bestand darauf, daß einer ihrer Kammerdiener mich im Vorbeigehen dort gesehen hätte. Sie ward nur immer heftiger gereizt, da sie merkte, daß diese grobe schlechte Hülle von mir als solche genommen ward, und daß ich mich vom Könige unendlich beleidigt hielt. Alles das ward von den Personen im äußeren Zimmer deutlich gehört. Da ich nun mit dem Verdruß hinaus und auf mein Zimmer ging, rief der König, mein Gemahl, mir entgegen: „Nun, ist es nicht so, wie ich sagte? Grämt Euch aber nicht darum,“ fügte er hinzu, da er meine Betrübnis sah, „Liancourt und Camille werden sich beim Zubettgehen des Königs bei ihm einfinden und ihm das Unrecht, das Euch

geschehen, vorstellen; ich bin gewiß, morgen wird die Königin Mutter sehr mit der Aussöhnung beschäftigt sein." Mein König, erwiderte ich darauf, ich habe durch diese Verleumdung eine zu öffentliche Beschimpfung erlitten, als daß ich dem, der sie verursachte, verzeihen könnte; und doch ist diese Beschimpfung noch ein geringer Schaden gegen den, den sie mir zuzufügen gedachten, indem sie, um mich ganz unglücklich zu machen, mich mit Euch veruneinigen wollten. Darauf sagte er: „Gott sei Dank, es ist ihnen nicht gelungen!" Ja, erwiderte ich, Gott und Eurem guten Gemüte sei es gedankt! Laßt uns aber aus diesem Übel etwas Gutes ziehen; es möge uns beiden zur Warnung dienen, damit wir die Augen offen halten gegen die List welche der König anwenden wird uns zu entzweien; denn wir können überzeugt sein, da er einmal diese Absicht hatte, daß er es nicht dabei bewenden lassen, sondern nicht Ruhe halten wird, bis er die Freundschaft zwischen Euch und meinem Bruder zerstört hat. Mein Bruder kam dazu, und ich ließ sie aufs neue sich unverbrüchliche Treue schwören; welchen Schwur aber kann die Liebe nicht vereiteln? –

Tags drauf kam ein italienischer Banquier der meinen Bruder bediente, zu ihm, und bat ihn, den König meinen Gemahl, mich und andere Prinzessinnen und Damen, bei ihm in seinem schönen Garten in der Stadt zu Mittag zu essen. Da ich nun immer die Ehrfurcht gegen die Königin Mutter beobachtet hatte, solange ich bei ihr war, sowohl im verheirateten, als im unverheirateten Stande, nirgend hinzugehen ohne Urlaub von ihr zu nehmen, so ging ich auch dieses Mal in den Saal, als sie von der Messe zurück kam, und bat sie um Erlaubnis zu dem Gastmahl gehen zu dürfen. Sie sagte darauf ganz laut und öffentlich: ich könnte hingehen wo es mir beliebe, es sei nicht ihre Sorge! Ihnen und allen die meinen stolzen Geist kannten, überlasse ich es zu beurteilen, ob ich diese Beschimpfung fühlte! Während wir bei dem Gastmahl waren, ging der König zur Königin Mutter, nachdem er mit Liancourt und Camille und mit Fräulein von Montigny geredet, und den Irrtum eingesehen hatte, worin er durch Ruffés Bosheit geraten war. Er war jetzt eben so bemüht, diesen Irrtum wieder gut zu machen; als er vorher ihn schnell gefaßt, und verbreitet

hatte. Er gestand der Königin Mutter die Wahrheit und bat sie, es auf jede Weise wieder gut zu machen, damit ich ihm nicht feind bliebe; denn da er meine Einsicht erkannte, fürchtete er, ich möchte mich zu einer Zeit eben so zu rächen wissen, als er mich zu beleidigen verstand. Als wir zurück von dem Gastmahl kamen, geschah was der König, mein Gemahl, prophezeit hatte. Die Königin Mutter ließ mich zu sich in ihr Kabinet neben dem Kabinet des Königs rufen, hier sagte sie: „Ich weiß jetzt die Wahrheit von allem, und du hast mir freilich nichts anders als die Wahrheit gesagt. Mein Kammerdiener hat gelogen, er ist ein schlechter Mensch, ich werde ihn fortjagen." Da sie mir nun ansah, daß ich mich davon gar nicht betrügen ließ, war sie auf jede Weise bemüht meine Meinung zu ändern, daß es nämlich der König sei, der mir den übeln Dienst erzeigt. Er war in seinem Kabinet und hörte, wie sie durchaus meine Meinung nicht ändern konnte, und wie sie nichts bei mir ausrichtete, er trat also zu uns herein, machte mir eine Menge Entschuldigungen, wie man ihn mit dieser falschen Beschuldigung betrogen, und gab mir

alle Genugtuung, und jede Versicherung der Freundschaft, die ich verlangen konnte.

Nachdem wir einige Zeit zu Lyon zugebracht, reisten wir nach Avignon. Da Guast dergleichen Verleumdungen nicht mehr ersinnen durfte, und ich mich hütete durch irgend eine meiner Handlungen eine Blöße zu geben, so daß er mich durch Eifersucht mit meinem Gemahl hätte veruneinigen oder die Freundschaft zwischen ihm und meinem Bruder hätte wankend machen können, schlug er einen andern Weg ein; nämlich er gewann Frau von Sauve, so daß sie sich völlig von ihm regieren ließ; sie folgte in allem seinen Lehren, die nicht weniger schädlich sind, als die man in der Celestina findet. Sie brachte die Liebe meines Bruders und des Königs, meines Gemahls, (die erst gemäßigt war und sanft, wie gewöhnlich bei so jungen Personen,) zu einer solchen Heftigkeit, daß sie Ehrgeiz, Pflicht und jede andre Absicht vergaßen und ihnen nichts so wichtig ward als diese Frau zu gewinnen; und endlich wurden sie so eifersüchtig auf einander, daß, obgleich Frau von Sauve, auch vom Herzog von Guise, von Guast, von Souvray und von vielen

andern noch gesucht ward, die alle mehr als jene von ihr geliebt wurden, sie sich doch gar nicht um alle diese bekümmerten, sondern einer fürchtete immer nur den andern. Um ihr Spiel noch besser zu führen, beredete diese Frau den König, meinen Gemahl, daß ich eifersüchtig sei und deshalb meinen Bruder bei ihr zu unterstützen suchte. Wie leicht glaubt man nicht alles, was geliebte Personen sagen! Der König, mein Gemahl, glaubt ihr, entfernt sich von mir und verbirgt sich mehr vor mir als vor jedem andern, welches er bis dahin nie getan; denn er hatte mir immer von seiner Fantasie für sie aufrichtig, wie zu einer Schwester gesprochen, weil er wohl wußte, daß ich auf keine Weise eifersüchtig auf ihn war, und daß ich nichts wünschte als seine Zufriedenheit. Da ich nun sehen mußte, daß, was ich am meisten gefürchtet, nun doch eingetroffen war, daß ich nämlich sein Wohlwollen verloren, indem er nicht mehr freimütig mit mir redete wie bisher, (Mißtrauen aber und Mangel an Freimütigkeit ist der Ursprung alles Hasses zwischen Verwandten wie zwischen Freunden) und da ich nur wußte, daß, wenn ich die Neigung meines Bru-

ders zur Frau von Sauve abwenden könnte, würde ich den Grund von Guast seiner Intrigue untergraben, wandte ich alles an, meinen Bruder von ihr abzuziehen. Bei jedem andern, dessen Seele nicht so verblendet von Leidenschaft und nicht so in den Netzen der List verstrickt gewesen wäre, hätte ich etwas ausrichten können; mein Bruder, der zu niemand so viel Zutrauen hatte als zu mir, konnte dies doch nie über sich gewinnen, zu meinem Heil wie zu seinem, so mächtig waren die Reize dieser Circe und der teuflische Geist des Guast, der sie unterstützte; anstatt meinen Rat zu benutzen und meinen Bitten zu folgen, brachte mein Bruder jedes meiner Worte der Frau von Sauve wieder zu. Was kann man wohl dem geliebten Gegenstand verhehlen? Aus Wut gegen mich, diente sie dem Guast in seinen Absichten nur um desto eifriger, und um sich an mir zu rächen, nahm sie den König, meinen Gemahl, immer mehr gegen mich ein, so daß er sich immer mehr von mir entfremdete und gar nicht mehr mit mir sprach. Er kam immer sehr spät von ihr nach Hause, und des Morgens ganz früh mußte er sich auf ihren Befehl, um zu verhin-

dern, daß er mit mir spreche, beim Lever der Königin Mutter einfinden, wo sie zugegen sein mußte; den ganzen übrigen Tag blieb er bei ihr. Eben so eifrig war mein Bruder um sie bemüht, und jedem bildete sie ein, er wäre allein und besonders von ihr geliebt; so ward der Zwist durch die Eifersucht bis zu unserm Verderben befördert.

Nach einem langen Aufenthalt zu Avignon und einer Reise durch die Champagne und Bourgogne, begaben wir uns nach Rheims zur Vermählung des Königs, und von da nach Paris während dem es immer bei dem alten blieb. In Paris kam mein Bruder näher mit Bussy zusammen und achtete ihn so hoch als seine Tapferkeit es wert war. Mein Bruder und ich waren immer zusammen, und er hatte allen den Seinigen befohlen, mich nicht weniger als ihn zu ehren und mir zu gehorchen; sie gehorchten mit Freuden und waren mir eben so als ihm zugetan; da nun Bussy viel um meinen Bruder war, so war er auch natürlich viel bei mir. Ihre Tante sagte mir darüber, die schöne Einigkeit zwischen meinem Bruder und mir erinnerte sie an die Zeit des Herzogs von Or-

leans, meines Oheims, und der Herzogin von Savoyen, meiner Tante; Guast der Pilz, gab ihr aber eine sehr verkehrte Auslegung und benutzte es als ein schönes Mittel zu seinem Zweck. Durch Frau von Sauve hatte er sich in der Gunst des Königs, meines Gemahls, eingeschlichen und suchte ihn nun zu bereden, daß Bussy mein Liebhaber sei; da er nichts damit ausrichtete, denn die Leute des Königs, meines Gemahls, die mich stets umgaben, waren Zeugen meines Betragens, das auf keine Weise Anlaß zu einem Argwohn der Art gab, so wandte er sich an den König, der leichter zu überreden war, teils weil er meinem Bruder und mir nicht wohl wollte, unsre Einigkeit war ihm verdächtig und verhaßt; teils weil er Bussy haßte, der zuerst ihm zugehörte und ihn verlassen hatte, um meinem Bruder zu dienen. Diese Eroberung Bussys vergrößerte sowohl den Ruhm meines Bruders, als den Neid unsrer Feinde; denn Bussy war der Erste seiner Zeit an Ruhm, an Tapferkeit, an Verstand und Anmut; darum auch viele meinten, wenn man wie eine Sekte der Philosophen an die Seelenwanderung glauben wollte, so könnte man gewiß annehmen, daß Bussy

von der Seele Ihres tapfern Bruders, von Hardelay, belebt würde.
Der König ließ sich von Guast seiner Verräterei einnehmen, und bat die Königin Mutter, mit dem Könige, meinem Gemahl, darüber zu sprechen und suchte sie, wie zu Lyon, gegen mich aufzubringen. Aber sie wies ihn zurück und sagte: „Ich weiß nicht, wer die Anhetzer sein mögen, die Euch dergleichen in den Kopf setzen. Meine Tochter ist sehr unglücklich, in dieser schlechten Zeit geboren zu sein. Zu meiner Zeit sprach man frei mit jedermann, und alle rechtlichen Leute im Gefolge des Königs, Eures Vaters, der Dauphin und der Herzog von Orleans, Eure Oheime, waren gewöhnlich bei Eurer Tante, der Prinzessin Margaretha, oder bei mir im Zimmer, ohne daß je ein Mensch daran zu tadeln fand. Bussy sieht meine Tochter in Eurer, in ihres Gemahls Gegenwart, in ihrem Zimmer und in Gegenwart aller Leute ihres Gemahls und vor der ganzen Welt; es geschieht weder im geheim noch bei verschloßnen Türen; Bussy ist von Stande und der Erste bei Eurem Bruder, was ist dabei weiter zu denken oder zu reden? Wißt Ihr irgend sonst noch et-

was darüber außer durch Klatscherei? Ihr waret schuld, daß ich ihr zu Lyon einen Schimpf antat, den sie, fürcht ich, nie vergessen wird." Der König war ganz erschrocken und sagte: „Gnädige Frau, ich sage nichts, als was die anderen sagen!" — „Wer sind diese andern?" erwiderte sie, „mein Sohn, das sind Leute, die Euch mit den Eurigen veruneinigen wollen." Der König entfernte sich; darauf erzählte sie mir alles und fügte hinzu: „Du bist in einer erbärmlichen Zeit geboren!" Sie rief darauf Ihre Tante, Frau von Dampierre, zu sich und unterhielt sich mit ihr von der anständigen Freiheit und den Ergötzlichkeiten ihrer Zeit, in welcher sie nicht wie wir, den Verleumdungen so ausgesetzt waren. Da Guast sah, daß die Mine aufgedeckt war und nicht gezündet hatte, wandte er sich an einige Edelleute, die damals im Gefolge des Königs, meines Gemahls, waren, bis dahin Gefährten von Bussy und seine Freunde, nun aber seine Feinde aus Neid wegen seines Ruhms und seiner Beförderung. Diesem neidischen Haß fügten sie noch den unbedachtsamen Eifer für ihren Herrn zu, oder besser, sie verdeckten ihren Neid unter diesem Vorwand, und

eines Abends als er spät von seinem Herrn kam und nach Hause gehen wollte, lauerten sie ihm auf, um ihn zu ermorden; da die rechtlichen Leute aus meines Bruders Gefolge ihn gewöhnlich begleiteten, wußten jene es also, daß sie ihn nicht ohne Begleitung von fünfzehn oder zwanzig ehrlichen Leuten antreffen würden; und obgleich er wegen der Wunde an seinem rechten Arm, die er einige Tage zuvor in dem Gefecht mit St. Phal erhielt, keinen Degen trug, seine Gegenwart allein schon hinreichend wäre, den Mut seiner Begleiter zu verdoppeln; sie beschlossen also ihn mit zwei- bis dreihundert Mann anzugreifen und hofften, die Nacht würde diesen Meuchelmord mit ihrem Schleier verdecken. Guast, der das Leibregiment kommandierte, gab ihnen Soldaten; sie stellten sich, in fünf oder sechs Haufen eingeteilt, in der nächsten Straße, die zu seiner Wohnung führte, und überfielen ihn, als er durchgehen wollte; zugleich löschten sie alle Lichter und Fackeln aus. Nach einer Salve aus ihren Büchsen und Pistolen, die hinreichend hätte sein können ein ganzes Regiment anzugreifen, kamen sie mit einander ins Handgemenge. Sie suchten nur

immer ihn in der Finsternis nicht zu verfehlen, denn er war an einer colombinefarbnen Schärpe kenntlich, in welcher er seinen verwundeten Arm trug, (sehr zu ihrem Glück, da sie sonst seine Schwere wohl hätten empfinden sollen). Der kleine Haufen, der ihn umgab, hielt sich gut; trotz des unerwarteten Anfalls und des Schreckens der Nacht verloren sie weder den Kopf noch den Mut; sie gaben ebenso große Beweise der Tapferkeit als der Treue für ihren Freund, den sie, indem sie sich glücklich durchschlugen, nach seiner Wohnung brachten, ohne einen Mann zu verlieren, außer einen Edelmann, der mit ihm erzogen war und der auch wegen einer Wunde seinen Arm in einer colombinefarbnen Schärpe trug, nur war diese nicht so reich gestickt als jene. War es nun die Dunkelheit oder die blinde Wut der Meuchelmörder, die den Befehl hatten auf die colombinefarbne Schärpe zu fallen, genug der ganze Haufen warf sich auf den armen Edelmann, den sie für Bussy hielten, und er blieb tot auf der Straße liegen. Ein italienischer Edelmann meines Bruders, der dabei war, lief gleich nach dem ersten Angriff zurück ins Louvre, kam

ganz blutig in das Schlafzimmer meines Bruders, der schon zu Bette war, und schrie: „Man ermordet Bussy!“ Mein Bruder wollte sogleich hin; zum Glück hatte ich mich noch nicht zu Bette gelegt, und da ich ganz nahe bei meinem Bruder wohnte, hatte ich schon den Menschen gehört, wie er noch auf der Treppe diese entsetzliche Nachricht ausrief. Ich lief sogleich zu meinem Bruder, um ihn am Ausgehen zu verhindern, und da ich sah, daß sein gerechter Schmerz ihn so außer sich selbst brachte, daß er, ohne sich zu bedenken, in die größten Gefahren stürzen könnte, um sich zu rächen, schickte ich zur Königin Mutter, damit sie kommen und ihn zurückhalten möchte. Wir konnten ihn nur mit vieler Mühe halten. Die Königin Mutter stellte ihm vor, er dürfe unmöglich allein, unbegleitet in der Nacht ausgehen; Guast sei vielleicht boshaft genug, es eigentlich so zu veranstalten, daß er herausgehe, um ihn dann in irgend ein Unglück zu stürzen. In seiner Verzweiflung hatten alle diese Reden keine Kraft; aber sie brauchte ihr Ansehen, hielt ihn fest, befahl der Wache an der Türe, ihn nicht hinaus zu lassen, und blieb bei ihm, bis die

wahre Nachricht ankam. Bussy, welchen Gott auf wunderbare Weise aus dieser Gefahr errettete, war gar nicht bestürzt wegen dieser Begebenheit, seine Seele war keiner Furcht fähig, er war dazu geboren, der Schrecken seiner Feinde, der Ruhm seines Herrn, und die Hoffnung seiner Freunde zu sein. Sobald er glücklich in seiner Wohnung angelangt war, dachte er daran, was sein Herr leiden würde, wenn diese Nachricht so unzuverlässig zu ihm käme; er fürchtete, es möchte ihn so weit bringen, daß er sich selbst in die Netze seiner Feinde stürzte, so wie es ohne Zweifel auch würde geschehen sein, wenn die Königin Mutter ihn nicht daran verhindert hätte. Er sendete daher gleich einen der Seinigen, der die umständliche und wahrhafte Nachricht an meinen Bruder bringen mußte. Sobald es Tag ward, kam er selber ohne Furcht vor seinen Feinden, so mutig und fröhlich auf das Louvre, als käme er von einem Tournier. Mein Bruder, eben so voll Freude ihn wieder zu sehen als voll Ärger und Begierde sich zu rächen, zeigte es genugsam, wie sehr er die Beleidigung fühlte, da man ihn des tapfersten und würdigsten Dieners berau-

ben wollte, den je ein Fürst gekannt, und daß Guast den Bussy angefallen, bloß weil er nicht an ihn selber reichen konnte. Die Königin Mutter, die einsichtsvollste und verständigste aller Frauen, sah die Wichtigkeit dieser Begebenheit sogleich ein und sah voraus, daß ihre beiden Söhne sich endlich darüber entzweien könnten; sie riet also meinem Bruder, um allen Vorwand aus dem Wege zu räumen, daß er Bussy auf einige Zeit vom Hofe entfernen sollte. Auf meine Bitten willigte mein Bruder auch sogleich ein, denn wäre er geblieben, so hätte Guast ihn immer ins Spiel gemischt und ihn zu seinen verderblichen Absichten als Decke gebraucht. Bussy, der keinen Willen hatte als den seines Herrn, reiste ab, begleitet von den bravsten Edelleuten an meines Bruders Hofe.

Der König, mein Gemahl, hatte zu derselben Zeit, in einer Nacht eine sehr heftige Ohnmacht, die wohl über eine Stunde lang dauerte; (sie war, glaube ich, in Folge von Ausschweifungen mit Frauen, denn ich hatte bis dahin nie dergleichen an ihm bemerkt,) ich kam ihm während dieses Zufalls zu Hilfe, wie meine Pflicht

es erforderte; darüber war er so zufrieden mit mir, daß er es gegen jedermann rühmte, wobei er sagte, daß, wenn ich es nicht zuerst gemerkt hätte und ihm zur Hilfe gekommen wäre, so würde er haben sterben müssen. Da Guast nun merkte, daß er mir darum besser begegnete, und auch daß seine Freundschaft mit meinem Bruder wieder lebhafter ward, von der er mich immer als die Ursach ansah, und meinte, ich sei ihnen (was man bei allen Dingen in der Welt, am deutlichsten aber bei den entzwei geschnittenen Schlangen wahrnimmt) ein gewisser natürlicher Balsam, der die getrennten Teile wieder zusammenfügt und vereinigt, verfolgte er immer seine verderbliche Absicht und suchte neue Erfindungen zu schmieden. Er setzte dem Könige in den Kopf, der seit einigen Tagen, gleichfalls auf die Veranstaltung des Guast, eine der Fräuleins der Königin, seiner gesalbten, tugendhaften guten Fürstin, fortgeschickt hatte, die sie sehr liebte, die mit ihr auferzogen war, – sie hieß Changi –, er sollte es dahin bringen, daß der König, mein Gemahl, dasselbe an mir täte, und die, welche ich am meisten liebte, sie hieß Thorigny, fortschicken möchte, ohne

andre Ursache, als daß man den jungen Prinzessinnen keine Fräuleins lassen müßte, auf welche sie so großes Vertrauen setzen. Der König ließ sich von diesem schlechten Menschen bereden, und sprach mehreremal mit meinem Gemahl darüber; dieser antwortete ihm: er würde mir damit einen grausamen Verdruß zufügen; ich liebte die Thorigny nicht ohne Grund, denn außer daß sie mit der Königin von Spanien, meiner Schwester, und mit mir von Kindheit auf zusammen erzogen wäre, hätte sie viel Verstand, und ihm selber hätte sie während seiner Gefangenschaft zu Vincennes sehr gedient; er würde undankbar sein, wenn er es ihr je vergessen könnte, er habe ja selbst gesehen, daß Sr. Majestät vormals viel von ihr gehalten haben. Auf diese Weise lehnte er es also immer ab; aber Guast ließ nicht ab, in den König zu dringen; es ging so weit, daß dieser dem Könige, meinem Gemahl, sagen mußte, er würde ihm nie gewogen sein, wenn er nicht den andern Tag die Thorigny fortschickte. Er war also gegen seinen Willen und mit Verdruß dazu gezwungen, wie er seitdem mir gestanden, mich zu bitten und es mir zu befehlen. Das war mir

so bitter und schmerzte mich so tief, daß ich meine Tränen nicht zurückhalten konnte; ich stellte ihm vor, daß nicht die Entfernung dieser werten Person, die mir von Kindheit an treu gedient, mich allein schmerze; da man es aber wisse, wie sehr ich sie liebe, würde ihre plötzliche übereilte Entfernung meinem guten Rufe sehr schaden. Da meine Entschuldigungen nichts galten, wegen des Versprechens, welches er dem Könige gegeben mir diesen Verdruß zu machen, so mußte sie noch denselben Tag fort; sie begab sich zu einem ihrer Anverwandten, Herrn von Chastelas.

Ich war so beleidigt von dieser unwürdigen Behandlung, der so viele der Art vorausgegangen waren, daß ich meinem gerechten Schmerz nicht widerstehen konnte; aller Klugheit beraubt und ganz meinen Gefühlen hingegeben, hatte ich nicht mehr so viel Gewalt über mich, die Freundschaft des Königs, meines Gemahls, zu suchen, und da Guast und Frau von Sauve ihn von einer Seite von mir entfernten, und ich von der andern nichts tat ihm näher zu kommen, so redeten und schliefen wir nicht mehr mit einander.

Zweites Buch



Nach einiger Zeit, als die treuen Anhänger des Königs, meines Gemahls, ihm hatten die Arglist zu erkennen gegeben, mit welcher man ihn ins Verderben stürzen wollte, indem man ihn von mir und von meinem Bruder zu entfernen suche, um ihn, wann er von allen denen getrennt sei, auf die er am meisten rechnen könne, dann zu verlassen und sich nicht weiter um ihn zu kümmern; wie denn auch der König wirklich anfing ihn zu vergessen und nicht auf ihn zu achten; brachten sie es dahin, daß er mit meinem Bruder sprechen mußte, der nach Bussys Abreise, seine Lage eben nicht gebessert fühlte, denn Guast ließ ihn täglich irgend eine neue Unwürdigkeit erfahren. Da sie es nun überlegten, daß sie beide zu einer Klasse an diesem Hofe gehörten, der eine so ungünstig angesehen als der andre, daß Guast allein alles regierte, daß sie bei ihm erbetteln mußten, was sie beim Könige erlangen wollten, daß sie mit Verachtung abgewiesen wurden, wenn sie etwas forderten, daß, wenn sie sich einen treuen Diener erwürben, er sogleich von allen Seiten angefeindet und angefochten würde, so beschlossen sie sich wieder zu vereinigen, den Hof zu ver-

lassen, ihre Freunde und Diener zu versammeln, und dann vom Könige eine anständigere Behandlung und eine ihrem Stande angemeßnere Lage zu verlangen. Mein Bruder hatte bis dahin seine Apanage nicht erhalten können und mußte sich von einigen Pensionen zu unterhalten suchen, die nur selten, und wenn es Guast gelegen war, ausgezahlt wurden. So auch hatte der König, mein Gemahl, von seinem Gouvernement in der Guyenne gar keinen Nutzen, er durfte weder dorthin noch sonst nach einem seiner Länder. Als sie unter sich die Sache beschlossen hatten, erzählte es mir mein Bruder und bat mich, da er mit dem Könige, meinem Gemahl, nun wieder gut stände, mich doch auch wieder mit ihm auszusöhnen und alles Vergangne zu vergessen; der König, mein Gemahl, habe ihm gesagt, wie sehr er alles bereue; er sähe es jetzt ein, daß unsre Feinde schlauer gewesen wären als wir, er sei nun entschlossen mir wieder zugetan zu sein und mehr zu meiner Zufriedenheit beizutragen; er wünsche, und bäte mich, ihn zu lieben und ihn in seiner Abwesenheit in seinen Angelegenheiten zu unterstützen.

Es war beschlossen, daß mein Bruder zuerst in einem Wagen, so gut es anginge, entfliehen sollte, der König, mein Gemahl, aber sollte ihm einige Tage nachher, unter dem Vorwande einer Jagd, nachfolgen. Sie bedauerten es, mich nicht mitnehmen zu können, doch waren sie insofern ruhig über mich, daß man mir nichts Unangenehmes erzeigen könnte, sobald sie einmal draußen sein würden. Sie gaben auch bald die Beweise, wie ihre Absicht gar nicht sei Frankreich zu beunruhigen, sondern nur sich eine ihrem Stande angemessene Lage und Sicherheit zu verschaffen, denn sie waren während dieser Händel gar nicht ohne Besorgnis wegen ihres Lebens, sei es, daß dies wirklich in Gefahr war, oder daß die, welche den Fall und den Untergang unsers Hauses wünschten, sie unaufhörlich mit Warnungen und Winken der Art in Unruhe setzten, um sich es hernach zu Nutze zu machen und im Trüben zu fischen.
Auf den Abend, kurz vor dem Nachtessen des Königs, hüllte mein Bruder sich in einen fremden Mantel, und ging zu Fuß, in Begleitung eines Menschen, den niemand kannte, bis zu dem Tor St. Honoré; hier fand er seinen Kam-

merherrn Simié mit einem Wagen, den er von einer Dame geliehen hatte; in diesem fuhr er bis zu einigen Häusern, eine Viertel Stunde von Paris; hier erwarteten ihn Reitpferde, und einige Stunden von dort, auf dem vorher bestimmten Ort fand er zwei- bis dreihundert seiner Leute zu Pferde.

Man merkte seine Entweichung nicht vor neun Uhr des Abends. Der König und die Königin Mutter fragten mich, warum er nicht mit ihnen zu Abend gegessen? ob er etwa krank sei? Ich sagte, ich hätte ihn seit dem Nachmittag nicht gesehen; drauf schickten sie nach seinem Zimmer, um sich nach ihm zu erkundigen, er war nicht auf seinem Zimmer; sie befahlen, ihn in den Zimmern der Damen zu suchen, die er zu besuchen pflegte; man sucht im Schloß, in der Stadt, er ist nirgend zu finden. Nun wird der Lärm heiß; der König wird zornig, heftig, droht, schickt nach allen Prinzen und Herren des Hofes, gebietet ihnen zu Pferde zu steigen und ihm meinen Bruder tot oder lebendig wieder zu bringen; schreit, er gehe nur um gegen den Staat Krieg zu führen, den Staat zu zerstören, aber er würde ihm wohl weisen, was es für

eine Narrheit sei, einen so mächtigen König anzugreifen! Viele der Herren lehnten diesen Auftrag ab, zeigten dem Könige die Wichtigkeit desselben; ihre Schuldigkeit sei es, ihr Leben zu geben für alles, was zum Dienste des Königs gehöre; gegen den Bruder des Königs aber könnten sie nicht gehen, weil sie wüßten, daß der König es ihnen am Ende schlechten Dank wissen würde. Er könne sicher sein, daß sein Bruder nichts unternehmen würde, was Sr. Majestät mißfallen oder seinem Staate schädlich sein könnte; ihnen dünke es gut, daß, bevor er so strenge Maßregeln gegen ihn ergreife, er zu ihm senden und ihn fragen lassen sollte, was ihn fortzugehen bewogen habe? Einige der Herren nahmen es an und machten sich bereit zu Pferde zu steigen. Sie konnten aber doch mit der möglichsten Eil erst mit Tagesanbruch fertig werden, so daß sie meinen Bruder nicht mehr einholten und unverrichteter Sache zurück kamen. Der König zeigte nach dieser Entweichung meines Bruders, dem Könige, meinem Gemahl, eben kein besseres Gesicht; er begegnete ihm auf die alte gewöhnliche Weise, das heißt, er bekümmerte sich nicht um ihn. Dies bestätigte

seinen Entschluß. Nach einigen Tagen nahm er unter dem Vorwand einer Jagd die Flucht. Ich war den Morgen nach der Abreise meines Bruders ganz krank von den Tränen, welche ich die Nacht durch vergossen hatte. Das Gesicht war mir angeschwollen, und ich ward vom Fieber und von den Schmerzen einige Tage lang im Bette gehalten. Während dieser Krankheit sah ich den König, meinen Gemahl, gar nicht bei mir, es sei nun, daß er mit seiner nahen Abreise beschäftigt gewesen war, oder daß er sich in den letzten Tagen nicht von seiner Geliebten, der Frau von Sauve, entfernen wollte; genug er fand keine Zeit mich zu sehen und kam nach seiner Gewohnheit immer erst um ein oder zwei Uhr ins Schlafzimmer; da wir nun jeder in einem besondren Bette schliefen, so hörte ich ihn nicht kommen, und da er wieder, eh ich erwachte, aufstand, um sich, wie ich schon gesagt, beim Lever meiner Frau Mutter einzufinden, wo Frau von Sauve immer dabei sein mußte, so vergaß er das Versprechen, das er meinem Bruder gegeben, und reiste ab, ohne mir Lebewohl zu sagen. Doch unterließ der König nicht mich in Verdacht zu haben, als

wäre ich schuld an seiner Flucht; er war rasend zornig auf mich; ohne die Königin Mutter, die ihn zurückhielt, hätte er in seinem Grimm mein Leben nicht verschont; da er aber nicht das Ärgste tun konnte, indem sie es verhinderte, befahl er, man solle mich wenigstens bewachen, damit ich dem Könige, meinem Gemahl, nicht folgte, und damit auch niemand zu mir käme, durch den ich jenem könnte Nachrichten geben lassen. Die Königin Mutter, die alles nur gern in der Güte ausrichten wollte, und froh seine erste Hitze gedämpft zu sehen, sagte ihm: sie fände das sehr gut, sie wollte aber selber zu mir gehen und mich vorbereiten, damit ich diese Behandlung nicht zu hart fände; daß diese Erbitterung nicht immer so bleiben könnte, daß alles von verschiedenen Seiten betrachtet werden könnte; diese erste wäre nun die traurige und erschreckliche; würde erst die andre herausgekehrt, die ruhiger sei und angenehmer, so würde man andern Rat pflegen. Dann würde man vielleicht meiner bedürfen; ebenso, wie es der Klugheit gemäß sei, mit seinen Freunden so umzugehen, als könnten sie einst unsre Feinde werden, so müßte man auch seine Feinde so

behandeln, daß sie einst unsre Freunde werden könnten! Diese Vorstellungen brachten es bei dem Könige so weit, daß er mir nichts zu Leide tat (wie er eigentlich gern wollte); Guast erfand etwas, woran er unterdessen seinen Gift ausließ. Um mir das Unangenehmste, das sich erdenken ließ, zu erzeigen, schickte er Leute nach dem Hause des Chastelas, des Vetters der Thorigny, die sie, unter dem Vorwande sie zum Könige zu bringen, in dem Fluß ersäufen sollten, von dem das Haus nicht entfernt lag. Chastelas, der sich nichts vermutete, ließ sie frei in sein Haus ein; sogleich fingen die stärksten unter ihnen an, ihren Auftrag ohne alle Vernunft oder Schonung auszuführen, sie ergriffen die Thorigny, banden sie und sperrten sie ein. Während sie auf ihre Pferde warten mußten, bis sie ausgeruht und gefüttert hatten, sahen sie sich auf keine Weise vor, nach der Franzosen Art, und füllten sich die Hälse mit dem Besten, was im Hause war. Chastelas ließ sie machen was sie wollten auf Unkosten seiner Vorräte, um seiner Anverwandten nur Zeit gewinnen zu lassen; er dachte Zeit gewonnen, alles gewonnen, und hoffte Gott würde vielleicht das Herz

des Königs lenken, daß er seinen Befehl widerrufe, um mich nicht so schmerzlich zu kränken. Chastelas durfte nichts zu ihrer Befreiung unternehmen, obgleich er Leute genug dazu hatte. Ich wußte nichts von allem dem, aber Gott wendete die Betrübnis von mir ab und sendete unerwartete Hilfe zur rechten Zeit, besser als ich hätte tun können, wenn ich etwas davon gewußt.

Einige Diener aus Chastelas' Hause waren aus Furcht vor den Trabanten geflohen, die im Hause wirtschafteten, als ob sie plündern wollten; eine Viertelstunde davon führte Gott Laferte und Avantigny, beides Kammerherrn meines Bruders, ihnen entgegen, die mit ihren Haufen, wohl zweihundert Reiter, zur Armee meines Bruders stoßen wollten. Laferte erkannte unter den Bauern einen von Chastelas' Leuten, der ganz bestürzt und betrübt war, und fragte ihn was ihm fehle? ob einer von den Soldaten ihm etwas zu Leide getan habe? Nein, sagte der Mann, die Ursache seiner Bestürzung sei, daß er seinen Herrn in Not gelassen habe, man wolle seine Anverwandte fortführen. Sogleich beschlossen Laferte und Avantigny, mir diesen großen Dienst

zu leisten und die Thorigny zu befreien; sie dankten Gott, daß er ihnen eine so schöne Gelegenheit gegeben, mir ihre Ergebenheit zu bezeigen. Sie eilten mit ihren Haufen nach Chastelas Hause und kamen grade noch zur rechten Zeit in dem Moment an, als die Soldaten eben die Thorigny auf ein Pferd binden wollten, um sie in den Fluß zu werfen. Sie ritten alle mit gezogenen Schwertern in den Hof und riefen: „Haltet ein, Schurken, geschieht ihr ein Leides, so seid ihr des Todes!“ Sie haueten auf sie ein, jene flohen und ließen ihre Gefangene zurück, die vor Schrecken und Freude halb tot war. Nachdem sie Gott und ihren Befreiern gedankt, fuhr sie in dem Wagen ihrer Muhme Chastelas, von ihrem Vetter und den Haufen jener rechtlichen Männer begleitet, zu meinem Bruder, der sehr vergnügt war, eine Person, die ich so liebte, bei sich zu haben, da er mich selber nicht bei sich sehen konnte. Sie blieb die ganze Zeit der Gefahr über bei ihm, und ward so gut behandelt und gehalten als bei mir.

Während der König das schöne Geschäft mit der Thorigny verrichtete, kam die Königin Mutter, die davon nichts wußte, zu mir in mein

Zimmer, wo ich mich eben ankleidete; ich wollte, obgleich noch nicht frei von Schmerzen, kränker aber noch an Seele als an Körper, diesen Tag zum erstenmal wieder mein Zimmer verlassen, um zu sehen, was auf diese Vorfälle in der Welt vorginge; denn ich war beständig in Sorge, man möchte etwas gegen meinen Bruder oder den König, meinen Gemahl, unternehmen. „Mein Kind," redete die Königin Mutter mich an, „du hast nicht nötig dich heute anzukleiden! Ich bitte dich, sei nicht verdrießlich über das, was ich dir zu sagen habe. Du hast Einsicht genug, gewiß, du kannst es nicht tadeln, daß der König sich von deinem Bruder und deinem Gemahl für beleidigt hält; und da er die Verbindung zwischen euch dreien weiß, und dich, meine Tochter, als die Mitwisserin ihrer Flucht hält, daß er dich als Geisel zurück zu behalten beschlossen hat. Er weiß, wie sehr dein Gemahl dich liebt, und kann kein teureres Unterpfand von ihm haben als dich. Er hat aus dieser Ursache befohlen, daß du Wache haben sollst, damit du nicht von deinem Zimmer kannst. Auch geschieht es mit darum, weil die Räte dem König vorgestellt, daß, wenn

du frei unter uns umher gehen dürftest, du alles, was man gegen deinen Bruder und gegen deinen Gemahl beschließen würde, ihnen wieder berichten möchtest. Ich bitte dich, nimm es nicht übel auf, wills Gott, soll es nicht lange dauern. Sei auch nicht traurig, wenn ich nicht oft zu dir komme, um dem Könige keinen Verdacht zu geben, sei aber versichert, daß man dir keine Art des Mißvergnügens zufügen soll, ich werde sicher nichts der Art zugeben, und ich werde alles anwenden, um Frieden zwischen Euren Brüdern zu stiften." Darauf stellte ich ihr vor, wie man mir unrecht täte. Ich wollte es nicht verleugnen, sagte ich ihr, daß mein Bruder mir immer seine gerechten Ursachen zum Mißvergnügen mitgeteilt; der König, mein Gemahl, aber habe, seitdem er mir die Thorigny genommen, nicht mit mir geredet, ja er habe mich während meiner Krankheit nicht besucht und mir kein Lebewohl gesagt vor seiner Abreise. Darauf erwiderte sie: „Das sind kleine Neckereien zwischen Mann und Frau, aber man weiß wohl, daß er mit Liebesbriefchen dein Herz wieder erobern wird; und wenn er dich dann zu ihm zu kommen bittet, so gehst

du hin, und eben das will mein Sohn, der König, verhindern."

Sie verließ mich hierauf, und ich blieb einige Monate in dieser Lage, ohne daß irgend ein Mensch, nicht einmal meine vertrautesten Freunde, es wagten zu mir zu kommen. An den Höfen ist das Unglück immer einsam, das Glück hat aber ein reiches Gefolge; die besten Freunde stehen der Verfolgung bei! – Der einzige Crillon, der Brave, verachtete alle Verbote und Ungnade und besuchte mich fünf oder sechs Mal. Die Höllenhunde vor meiner Türe, die mich bewachen sollten, hatten eine solche Furcht vor ihm, daß sie ihm den Eingang nie verwehrten.

Während dem war der König, mein Gemahl, in seinen Provinzen angelangt und hatte seine Freunde und Diener versammelt. Sie zeigten ihm, wie unrecht er getan, daß er abgereist sei, ohne von mir Abschied zu nehmen; ich hätte Einsichten, sagten sie, könnte ihm sehr nützlich sein, und er müsse durchaus mich wieder zu gewinnen suchen, er sollte also, sobald die Sachen wieder friedlicher würden, es dahin bringen, daß ich wieder zu ihm käme. Er war

von seiner Circe, Frau von Sauve, entfernt, also leicht zu überreden; ihre Reize hatten durch die Abwesenheit die Macht verloren. Er schrieb mir einen sehr verbindlichen Brief, worin er mich bat, alles Vergangne zu vergessen; er liebe mich und wollte es mehr als jemals beweisen, wie sehr er mich liebe. Er befahl mir auch, ihn von allem, was um mich vorging, zu benachrichtigen, besonders was meine Lage und die meines Bruders beträfe; denn sie waren von einander entfernt, obgleich sie als Freunde gemeinschaftlich handelten; mein Bruder war in der Gegend der Champagne, und mein Gemahl war in Gascogne. Diesen Brief erhielt ich während meiner Gefangenschaft, er gab meinem Herzen Trost und Erleichterung. Die Notwendigkeit, Mutter der Erfindung, half mir, daß ich von dieser Zeit an, obgleich die Wache Befehl hatte, mich nicht schreiben zu lassen, sehr oft an ihn schrieb und immer Mittel fand, meine Briefe an ihn gelangen zu lassen. Mein Bruder erfuhr meine Verhaftnehmung einige Tage nachher; er würde, aus Verdruß darüber, sicher einen schrecklichen Krieg angefangen haben, zu dem er alle Mittel besaß, denn er

hatte damals eine schöne Armee, und die Völker hätten die Leiden ihrer Fürsten tragen müssen, wenn die Liebe zu seinem Vaterlande meinen Bruder nicht zurückgehalten hätte. Er schrieb an die Königin Mutter, man würde ihn zur Verzweiflung treiben, wenn man fortführe, mich so zu behandeln. Sie, aus Furcht der Krieg würde so erbittert werden, daß ihr kein Mittel bleiben würde, wieder Frieden zu stiften, zeigte dem Könige die Wichtigkeit dieses Krieges, und sie fand ihn aufgelegt, ihren Gründen Gehör zu geben; sein Zorn wurde etwas gedämpft, da er erfuhr, in welcher Gefahr er sich befände; er war vom Könige, meinem Gemahl, und den Hugenotten, die schon verschiedene gute Orte eingenommen hatten, in Gascogne, in der Dauphiné, Languedoc und Poitou angegriffen; von meinem Bruder mit einer großen Armee vom bravsten Adel Frankreichs in der Champagne. Dazu noch die Erinnerung, daß er damals, als mein Bruder entflohen war, niemand von allen den Prinzen und Herrn gegen ihn ins Feld kriegen konnte; sie fürchteten alle, den Finger zwischen zwei Mühlsteine zu stecken. Kurz, nach reiflicher Überlegung lieh der König den

Vorstellungen der Königin Mutter ein geneigtes Ohr, und bat sie, sich für den Frieden zu verwenden. Sie entschloß sich sogleich zu meinem Bruder zu reisen und stellte dem Könige vor, wie notwendig es sei, daß ich mitreise; das wollte aber der König durchaus nicht zugeben, weil er mich als Geisel zurückbehalten wollte. Sie reiste also ohne mich, und ohne mir etwas davon zu sagen. Da mein Bruder sie ohne mich kommen sah, erklärte er ihr sein gerechtes Mißvergnügen, sowohl wegen der üblen Behandlung, die er bei Hofe erfahren, als wegen der Beschimpfung, die ich erhielt, da man mich gefangen hielt, und die Thorigny, um mich zu beleidigen, grausam mißhandelt hatte; er erklärte, nie etwas von Frieden anhören zu wollen, bis ich Genugtuung erhalten hätte, und er mich frei und vergnügt sähe. Mit dieser Antwort kam die Königin Mutter zurück, und sie erklärte dem Könige: daß, wenn er den Frieden wolle, so müßte sie wieder zu meinem Bruder zurückreisen, käme sie aber ohne mich, so wäre ihre Reise gewiß wieder unnütz, und das Übel würde hernach eher schlimmer als besser; ja man müßte mich sogar erst völlig zufrieden stellen,

ehe sie mich hinführte, ich würde sonst dort mehr schaden als nützen. Man müßte befürchten, daß ich nicht wieder mit ihr zurückreisen, sondern zu meinem Gemahl würde gehen wollen; ich müßte also zuerst sogleich von der Wache befreit werden, und man müsse suchen mir das Geschehene vergessen zu machen. Der König fand alles gut und war mit allem zufrieden. Sie schickte sogleich nach mir, ließ mich holen und sagte: sie hätte es so weit gebracht, daß man sich zum Frieden neige; der Friede wäre das Wohl des Staates, nach welchem ich sowohl als mein Bruder immer gestrebt hätten; jetzt könnte nun ein für meinen Bruder so vorteilhafter Frieden geschlossen werden, daß er zufrieden sein und nichts mehr nach der Tyrannei des Guast oder andern schlechten Umgebungen des Königs zu fragen haben würde. Sie selber würde ich außerdem von einem tödlichen Verdruß befreien, wenn ich etwas beitragen wollte, den König und meinen Bruder auszusöhnen; sie wäre in der schmerzlichen Verlegenheit, daß jeder Sieg, einer ihrer Söhne über den andern, ihr tödliche Angst verursache; sie bat mich flehentlich, ich möchte mehr den

Frieden suchen als nach Rache streben. Der König bereue die Beleidigung, die er mir angetan, sie habe ihn Tränen darüber vergießen sehen, und er würde mir jede Genugtuung geben, die ich verlange. Darauf erwiderte ich, wie ich nie mein eigenes Wohl dem Wohl meiner Brüder und des Staates vorziehe, für dessen Ruhe und Frieden ich mich gerne aufopfern wollte; ich wünschte nichts so sehr als einen guten Frieden und würde alles, was in meinem Vermögen stehe, dazu verwenden. Hierauf kam der König hinein, verschwendete unendlich viele schöne Worte und schwor mir seine Freundschaft, da er sah, daß ich weder mit Worten noch Gebärden irgend einen Verdruß über die Beleidigung, die mir widerfahren, merken ließ; ich tat es aber mehr aus Verachtung der Beleidigung als um seiner Zufriedenheit willen.

Die Zeit meiner Gefangenschaft hatte ich genützt, viel zu studieren, woran ich damals anfing einen Gefallen zu finden; dies verdankte ich aber nicht etwa dem Zufall, sondern vielmehr der göttlichen Vorsehung, die damals anfing mich mit einem so trefflichen Mittel zu

beschenken, womit ich mich in dem vielen Unglück, das mir bereitet war, immer zu trösten wußte. Auch war diese Liebe zu den Studien der Weg zur wahren Andacht für mich, indem ich in dem schönen großen Buche der Natur die Wunder ihres Schöpfers zu verstehen anfing. Jede schöne Seele, welche in diesen Kenntnissen nur eine Leiter sieht, deren höchste Stufe Gott ist, wird entzückt in der Anbetung des wundervollen Lichts und in dem Geheimnis des unbegreiflichen Wesens sich verlieren; sie weiß nichts Erfreulicheres als jener Kette Homers zu folgen, diesem freudigen Inbegriff aller Wissenschaften, die von Gott selber, dem Ursprung und dem Ende aller Dinge, ausgeht und wieder zurückkehrt. Die Traurigkeit, entgegengesetzt der Freude, welche den Gedanken unsrer Handlungen immer außer uns selber sucht und setzt, weckt unsre Seele in uns, so daß sie alle ihre Kräfte sammelt, um das Böse auszustoßen und das Gute in sich aufzunehmen, immer und unaufhörlich wieder daran denkt, sich das höchste Gut zu erwählen, in welchem sie mit Sicherheit die Ruhe findet; diese Traurigkeit verschaft uns gute Anlagen, um zur Erkenntnis

der Liebe zu Gott zu gelangen. Der Traurigkeit und der Einsamkeit meiner Gefangenschaft verdanke ich das Gute, gern zu studieren und mich der Andacht ergeben zu können, welches ich in dem Glanz und der Eitelkeit meines Glücks weder kannte noch zu schätzen verstand. Da nun der König, wie gesagt, kein Zeichen des Mißvergnügens an mir wahrnehmen konnte, sagte er mir: die Königin Mutter ginge zu meinem Bruder nach der Champagne, um den Frieden zu unterhandeln; er bäte mich, sie zu begleiten und ihr alle guten Dienste, die ich vermöchte, zu leisten; er wüßte wohl, daß mein Bruder mehr Vertrauen in mich als in jeden andern setze; was also Gutes aus dieser Reise entstände, würde er mir verdanken und sollte allein zu meiner Ehre gereichen. Ich versprach ihm, was ich zu leisten auch gesonnen war; denn ich wußte, daß es das Wohl meines Bruders und des Staates beförderte, wenn ich ihn zufrieden stellte.

Die Königin Mutter reiste mit mir nach Sens; die Konferenz sollte eine Stunde von da, bei einem Edelmanne statthaben. Den andern Morgen begaben wir uns an den bestimmten

Ort; hier fanden wir meinen Bruder, begleitet von einigen Truppen und von den vornehmsten Herrn und Anführern der Katholiken und Hugenotten, bei seiner Armee; unter diesen war der Herzog Casimir und der Oberste, der, auf Vermittlung der Protestanten meinem Bruder um des Königs, meines Gemahls, willen, sechs tausend Reiter zugeführt hatte.
Einige Tage wurden mit den Friedensunterhandlungen zugebracht, weil es über verschiedene Artikel Streit gab, vorzüglich wegen der Protestanten, denen man vorteilhaftere Bedingungen einräumte als man ihnen zu halten willens war, wie man nachher wohl einsah; die Königin Mutter tat nur alles, um den Frieden zu haben, die Reiter zurück schicken und meinen Bruder von den Leuten losmachen zu können, von denen er selbst nicht wenig Lust hatte sich zu trennen, weil er immer ein sehr guter Katholik gewesen und sich der Hugenotten bloß in der Not bedient hatte. Bei diesem Friedensschluß erhielt mein Bruder seinen Anteil nach seinem Stande, worin, wie er verlangte, der meinige mit begriffen sein sollte; Herr von Beauvais, sein Abgeordneter, drang

sehr darauf, daß man mir eine Verschreibung meiner Mitgift in Ländereien ausfertige; die Königin Mutter bat mich aber, es nicht zuzugeben, und versicherte mich, ich würde alles, was ich verlangte, vom Könige erhalten. Ich bat also meinen Bruder, das, was meine Angelegenheiten beträfe, nur herauszulassen, ich wollte lieber, was der König und die Königin Mutter mir geben würden, als ein freiwilliges Geschenk ansehen, dann wäre es mir um desto gewisser.

Der Frieden war geschlossen, die Sicherheiten von beiden Seiten gegeben, und die Königin Mutter bereitete sich zur Rückreise, als ich Briefe vom Könige, meinem Gemahl, erhielt, in denen er mir seine Begierde, mich wieder zu sehen, bezeigte, und mich bat, Urlaub zu nehmen und zu ihm zu reisen, sobald der Frieden geschlossen sein würde. Die Königin Mutter versagte mir den Urlaub und suchte mich durch alle ersinnliche Überredungen von diesem Vorhaben abzubringen. Sie sagte: damals als ich nach der St. Barthelemy ihren Vorschlag, meine Ehe zu trennen, nicht annehmen wollte, hätte ich ihren Beifall gehabt, weil mein Gemahl damals

den katholischen Glauben angenommen hatte; nun er aber wieder zu den Hugenotten übergegangen sei, könnte sie es nicht zugeben, daß ich mich wieder mit ihm vereinige. Da ich nun aber nicht abließ, Urlaub zu begehren, sagte sie mir mit Tränen in den Augen, daß ich sie ins Verderben stürze, wenn ich nicht mit ihr zurück ginge, sie hätte es dem Könige versprochen, mich zurück zu bringen und mich dahin zu vermögen, daß ich bis zur Zurückkunft meines Bruders dort bliebe: sobald dieser wieder am Hofe sein würde, sollte ich sicher Urlaub haben. Wir kehrten wieder nach Paris zurück; der König war mit dem Frieden sehr vergnügt, doch gefielen ihm die vorteilhaften Bedingungen der Hugenotten nicht, und er war willens, unter irgend einem Vorwand den Krieg wieder mit ihnen anzufangen, sobald er nur erst meinen Bruder wieder an seinem Hofe haben würde, damit sie das, was man ihnen wider Willen zugestanden, nicht länger genießen möchten, bis er wieder von ihnen los sei. Er blieb noch einige Monate zurück und verabschiedete die Reiter nebst den übrigen, dann kam er mit dem ganzen katholischen Adel an den Hof. Der König

empfing sie ehrenvoll, bezeugte seine Zufriedenheit, sie wieder zu sehen, und war auch freundlich gegen Bussy, denn Guast war tot; Gottes Gericht hatte ihn getötet, da er eben eine Schweißkur brauchte; von allen Lastern verdorben, war sein Leib lange vor seinem Tode schon der Fäulnis, sowie seine Seele den Teufeln überlassen, denen er durch Zauberei und alle Bosheiten ergeben war. Da dieses Werkzeug des Hasses und der Zwietracht erst aus der Welt war, und der König auf nichts sann, als die Hugenotten zu verderben, sich meines Bruders gegen sie bedienen wollte, damit dieser sich nicht wieder mit ihnen aussöhnen könnte; dann aber befürchtete, daß ich zum Könige, meinem Gemahl, gehen würde, bezeigte er uns alle erdenkliche Freundlichkeit und schmeichelte uns auf alle Weise, damit es uns nur an seinem Hof gefallen möchte. Zu gleicher Zeit kam Herr von Duras vom Könige, meinem Gemahl, um mich abzuholen; ich drang also sehr in ihn, mich fort zu lassen; da er mir nun den Urlaub nicht länger versagen konnte, versicherte er mir, es geschähe bloß aus Liebe zu mir, er sei überzeugt, ich sei die größte Zierde seines Hofes, er könne mir

also die Erlaubnis abzureisen nur so spät als möglich gewähren; er wolle mich nach Poitiers begleiten; und mit dieser Versicherung schickte er Herrn von Duras zurück. Er verzog aber danach einige Tage in Paris, schob es immer auf, mir meinen Urlaub offen zu versagen, bis er imstande war den Hugenotten, folglich auch dem Könige, meinem Gemahl, den Krieg zu erklären. Zum Vorwande dazu ward ein Gerücht verbreitet, als beklagten sich die Katholiken über die vorteilhaften Bedingungen, die den Hugenotten beim Frieden von Sens waren eingeräumt worden; das Murren und die Unzufriedenheit der Katholiken ging so weit, daß sie an den Hof kamen, um sich zu verbünden; nach den Provinzen und den Städten sich anwerben ließen, sich unterzeichneten und viel Geräusch machten, (mit stillschweigendem Mitwissen des Königs) auch den Herzog von Guise zum Anführer verlangten. Man sprach von nichts als von dieser Ligue bei Hofe und von Paris bis nach Blois, wo der König die Stände zusammen berufen hatte. Eh sie eröffnet wurden, rief der König meinen Bruder in sein Kabinett, wo sich die Königin Mutter und einige

Herrn aus dem Staatsrat befanden. Er stellte ihnen vor, von welcher Wichtigkeit diese Ligue der Katholischen für sein Ansehen und für den Staat sei, wenn sie so weit gehen sollten, sich Häupter zu erwählen und die Guisen dazu ausersähen. Ihn und meinen Bruder beträfe dies am allermeisten; die Katholiken hätten recht sich zu beklagen, Pflicht und Gewissen geböten ihm, eher die Hugenotten als die Katholiken mißvergnügt zu machen; er bat und beschwor also meinen Bruder als einen Sohn Frankreichs und guten Katholiken, daß er ihm rate und beistehe, wo es auf seine Krone und auf die katholische Religion ankäme. Dann fügte er noch hinzu: es dünke ihm gut, um dieser gefährlichen Ligue den Weg abzuschneiden, müsse man sich selber zum Oberhaupt derselben machen! Um nun seinen Eifer für den Glauben an den Tag zu legen, und jene zu verhindern, daß sie sich nicht einen andern Anführer wählten, wollte er selber sich als Chef unterzeichnen, alsdann sollte mein Bruder es tun, und nach ihm alle Fürsten und Herren sowie jeder, der in seinem Königreiche eine Würde bekleidete. Mein Bruder konnte hierauf

nichts tun als seine Dienste, die er Sr. Majestät und der Aufrechthaltung des katholischen Glaubens schuldig war, anzubieten. Sobald der König sich meines Bruders versichert hatte, welches der eigentliche listige Zweck der Ligue war, ließ er alle Prinzen und Herrn seines Hofes zusammen berufen, ließ sich die Liste der Ligue bringen, unterzeichnete zuerst als Chef, hierauf folgte mein Bruder und die übrigen, die bis dahin noch nicht unterzeichnet hatten. Des andern Tages wurden die Stände eröffnet; nach dem Gutachten der Herrn Bischöfe von Lyon, von Ambrun und von Vienne und der andern am Hofe befindlichen Prälaten konnte, dem Krönungseid des Königs zufolge, kein Eid gültig sein, den er den Ketzern geleistet; jener Krönungseid erließ ihm von selbst die den Hugenotten gegebenen Versprechungen; dieses ward bei Eröffnung der Stände vorgetragen, den Hugenotten der Krieg erklärt, und Genissac, der Hugenotte, der seit wenig Tagen, als Abgeordneter des Königs, meines Gemahls, zugegen war, um meine Abreise zu beschleunigen, mit harten Drohworten zurück geschickt; der König ließ meinem Gemahl durch Genissac sagen:

er habe seine Schwester einem Katholiken, und nicht einem Hugenotten gegeben, wenn der König, mein Gemahl, mich wieder haben wollte, müsse er die katholische Religion wieder annehmen.

Alle Kriegszurüstungen wurden gemacht, bei Hofe ward von nichts als vom Kriege geredet, und um meinen Bruder unwiderruflich von den Hugenotten zu trennen, machte ihn der König zum General einer Armee. Da Genissac zu mir kam und mir den harten Bescheid des Königs meldete, ging ich sogleich in das Kabinett der Königin Mutter, wo ich den König fand. Ich beklagte mich gegen ihn, daß er mich so lange getäuscht; er habe beständig mich verhindert, zum Könige, meinem Gemahl, zu gehen, indem er sich gestellt, als ginge er von Paris, um mich bis Poitiers zu begleiten, und doch habe er die entgegengesetzte Absicht. Ich stellte ihm vor, wie ich mich weder zu meiner Zufriedenheit, noch nach meinem Willen vermählt habe, sondern es wäre der Wille des König Karls, meines Bruders, der Königin Mutter und sein eigner so gewesen; nun sie mir aber einen Gemahl gegeben, könnten sie mich nicht abhalten, sei-

nem Schicksale zu folgen; ich wollte es und würde, wofern sie mir die Erlaubnis dazu verweigerten, mich heimlich davonmachen und komme es, wie es wolle, zum Könige, meinem Gemahl, gehen, wenn auch mit Gefahr meines Lebens! Darauf antwortete mir der König: „Schwester, es ist nun nicht mehr die Zeit, mich mit diesem Urlaub zu quälen. Ich gestehe es, ich habe ihn nur darum immer aufgeschoben, um ihn zuletzt ganz versagen zu können; denn seitdem der König von Navarra wieder hugenottisch geworden, kann ich es durchaus nicht gut finden, daß Ihr zu ihm gehet. Was wir in dieser Sache tun, die Königin Mutter und ich, geschieht zu Eurem Besten. Ich will den Hugenotten den Krieg machen, und diese elende Religion durchaus vertilgen, die uns so viel Übels zufügt. Daß nun Ihr, eine Katholikin, meine Schwester, als eine Geisel in ihren Händen bleibt, wäre sehr unschicklich, und wer weiß, ob sie nicht mir zur unauslöschlichen Schmach an Eurem Leben den Schaden rächen würden, den ich ihnen zuzufügen gesonnen bin! Nein, nein, Ihr sollt nicht hingehen! Und wenn Ihr heimlich Euch davonmachet, wie Ihr eben sagtet,

so dürft Ihr nur darauf rechnen, mich und die Königin Mutter als Eure unversöhnlichsten Feinde zu sehen, und daß wir unsre Feindseligkeit, so viel wir vermögen, ausüben, und Ihr dadurch die Lage Eures Gemahls eher verschlimmern als verbessern werdet.“ Ich entfernte mich, äußerst mißvergnügt über diesen grausamen Ausspruch. Meine Freunde und Freundinnen und die Ersten des Hofes, deren Rat ich verlangte, stellten mir vor, daß es gar nicht schicklich für mich sein würde, an einem gegen den König, meinen Gemahl, feindlichen Hof zu leben, von dem aus man ihm den Krieg machen werde. Sie rieten mir, mich während dieses Krieges vom Hofe zu entfernen; es würde sogar ehrenvoller für mich sein, wenn ich einen Vorwand finden könnte, Frankreich zu verlassen, es sei zu einer Wallfahrt, oder um einen meiner Anverwandten zu besuchen. Die Prinzessin von la Roche sur Yon war unter denen, die ich um Rat fragte; diese wollte eben zu den Bädern nach Spa reisen. Mein Bruder war auch zugegen, er hatte Mondoucet mit eingeführt, der Agent des Königs in Flandern gewesen und kürzlich von da zurückgekommen war. Er

hatte dem Könige vorgestellt, wie die Flamänder mit Unwillen die Usurpation des Spaniers gegen die Gesetze von Flandern an der Oberherrschaft und Verwaltung von Frankreich litten; wie verschiedene Herren und Bürgerschaften ihm zu verstehen gegeben haben, daß sie im Herzen gut französisch seien, und daß alles die Hände nach dem Könige von Frankreich ausstreckte. Da nun aber Mondoucet sah, daß der König seinen Wink nicht achtete, weil er nichts im Kopfe hatte als die Hugenotten, die er es fühlen lassen wollte, daß sie ihn beleidigt, indem sie meinem Bruder gegen ihn beistanden, sprach er nicht weiter mit ihm davon und wandte sich zu meinem Bruder, der mit einem wahrhaft fürstlichen Sinn keine andre als kühne, gefahrvolle Unternehmungen liebte, der mehr zum Erobern als zum Erhalten geschaffen war; dieser ging sogleich ein in diese Unternehmung, die ihn um so besser dünkte, weil keine Ungerechtigkeit darin lag, da er nur für Frankreich wieder erobern wollte, was der Spanier usurpiert hatte. Mondoucet war deshalb in den Dienst meines Bruders getreten, und dieser schickte ihn nach Flandern zurück, un-

ter dem Vorwande, die Prinzessin la Roche sur Yon nach den Bädern von Spa zu begleiten. Da nun jeder nach einem Vorwande suchte, mich während des Krieges aus Frankreich zu schaffen,—der eine sagte, nach Lothringen, einer nach Savoyen, einer nach St. Claude, einer nach Unsrer lieben Frau zu Loretto, — sagte Mondoucet leise zu meinem Bruder: „Wenn die Königin von Navarra irgend eine Unpäßlichkeit vorschützen könnte, zu der die Bäder in Spa ratsam wären, wo die Prinzessin von la Roche sur Yon hinreisen will, das könnte für Eure Unternehmung auf Flandern von großem Nutzen sein!“ Mein Bruder fand diesen Vorschlag gleich sehr gut und rief voller Freude: „O Königin, sucht nicht länger, Ihr müßt nach den Bädern von Spa mit der Prinzessin von la Roche sur Yon. Ich habe bemerkt daß Ihr oft die Rose am Arm habt; sagt nur, die Ärzte hätten es Euch schon damals verordnet, die Jahreszeit war aber damals nicht gut dazu; jetzt wäre es die Jahreszeit zu den Bädern, und Ihr bittet darum den König, Euch nun die Reise nach Spa zu erlauben.“ Er erklärte sich weiter nicht vor dieser Versammlung, warum er es eigentlich wünsche,

weil der Kardinal von Bourbon dabei war, den er für spanisch und für guisisch hielt; ich aber verstand es sogleich, daß es wegen der flandrischen Unternehmung geschähe, von welcher Mondoucet mit uns beiden gesprochen. Die ganze Versammlung war damit zufrieden, und die Prinzessin la Roche sur Yon, die mich sehr liebte, freute sich ungemein darüber; sie versprach mir, sich mit mir zu gleicher Zeit bei der Königin Mutter einzufinden, wenn ich mit ihr davon sprechen würde, um sie dazu zu bereden. Den andern Morgen fand ich die Königin Mutter, und ich stellte ihr vor, wie groß mein Mißvergnügen sei, den König, meinen Gemahl, im Kriege gegen den König begriffen und mich von ihm entfernt zu sehen. Es würde, so lange dieser Krieg dauere, weder ehrenvoll noch schicklich für mich sein, am Hof zu leben. Ich müßte, wenn ich bliebe, eins von den beiden Übeln erleiden, daß entweder der König, mein Gemahl, glaube, ich täte es zu meinem Vergnügen, und ich diente ihm nicht, wie ich sollte; oder daß der König Argwohn gegen mich fasse und glaube, ich entdecke alles dem Könige, meinem Gemahl. Beides wäre sehr

unglücklich für mich. Sie möchte es daher doch für gut finden, daß ich mich vom Hofe entferne, um dem auszuweichen. Die Ärzte haben mir vor einiger Zeit die Bäder von Spa verordnet, wegen der Rose am Arm, ein Zufall, dem ich so oft ausgesetzt sei. Es wäre grade die Jahreszeit zu den Bädern, die Reise wäre mit ihrem Gutachten sehr schicklich, um mich in diesem Augenblick nicht allein vom Hofe, sondern auch aus Frankreich zu entfernen, um dem Könige, meinem Gemahl, zu erkennen zu geben, daß, da ich wegen des Argwohns des Königs nicht mit ihm sein könnte, ich doch auch nicht an dem Orte sein möchte, wo man Krieg gegen ihn führt. Ich hoffte, sie würde mit ihrer Einsicht die Dinge mit der Zeit so ordnen, daß der König, mein Gemahl, den Frieden und die Gnade des Königs wieder erhielte. Diese glückliche Nachricht wollte ich abwarten und dann wieder um Urlaub, zum Könige, meinem Gemahl, mich begeben zu dürfen, anhalten. Die Prinzessin la Roche sur Yon, die hier zugegen wäre, wollte mich auf der Reise nach Spa begleiten.

Die Königin Mutter billigte meinen Vorschlag,

und sagte, sie wäre sehr froh, daß ich diese Maßregel ergriffen; sie habe großen Ärger über den schlechten Rat, den jene Bischöfe dem Könige gegeben, sein Wort nicht zu halten, und alles, was sie in seinem Namen versprochen und bedungen, zu vernichten; sie habe aus mehr als einer Rücksicht großen Verdruß davon; daß sie sehen müsse, wie dieser reißende Strom die besten Diener des Königs mit sich fort zöge und verderbe; denn der König hatte vier oder fünf der ältesten und angesehensten Männer aus dem Staatsrate entfernt. Was ihr aber am meisten im Sinn läge, sei eben das, was ich ihr soeben vorgestellt; daß ich nämlich immer auf eine Art unglücklich sein würde, wenn ich am Hofe lebte. Sie beredete den König, mich nach Spa reisen zu lassen; der König sprach ohne Zorn mit mir darüber und war nur zufrieden, daß ich nicht zum Könige, meinem Gemahl, reisen wollte, den er über alles haßte. Er befahl sogleich, einen Kurier an Dom Juan von Österreich zu schicken, der für den König von Spanien in Flandern regierte, ihn um die nötigen Pässe zu bitten, um frei durch die Länder reisen zu dürfen, die unter seiner Botmäßigkeit lagen;

man mußte durch einen großen Teil von Flandern, um nach Spa zu kommen, welches in den Ländern des Bistums Lüttich liegt. Nach wenigen Tagen, die mein Bruder dazu anwendete, mich zu unterrichten, was ich für seine flandrische Unternehmung für ihn zu tun habe, trennten wir uns allesamt. Der König und die Königin Mutter gingen nach Poitiers, um der Armee des Herrn von Mayenne, der Brenage belagerte, näher zu sein, von da sollte diese Armee nach der Gascogne gegen den König, meinen Gemahl; mein Bruder mit seiner Armee, um Issoire und die andern Plätze zu belagern, die er alle damals einnahm; und ich nach Flandern, begleitet von der Prinzessin la Roche sur Yon, meiner Oberhofmeisterin Frau von Tournon, Frau von Mouy aus der Picardie, Frau von Castelaine von Millon, Fräulein von Atrie, Fräulein von Tournon und von sieben oder acht andern Damen. Die Männer in meiner Begleitung waren: der Kardinal von Lenoncourt, der Bischof von Langres, Herr von Mouy von Picardie, jetziger Schwiegervater eines Bruders der Königin Louise, Graf von Chaligny genannt, mein erster Haushofmeister, meine Stallmeister

und andre Edelleute meines Hauses. Diese Versammlung gefiel in der Fremde allgemein sehr wohl, und die Fremden bewunderten sie und bekamen viel Achtung für Frankreich durch sie. Ich reiste in einer Sänfte mit Säulen, mit inkarnatfarbnem Sammet ausgeschlagen, der reich mit Gold und mit vielen seidnen Devisen gestickt war; die großen Fensterscheiben waren ebenfalls ganz mit sinnreichen Devisen bemalt; es waren wohl vierzig verschiedene Devisen auf die Sonne und ihre Wirkungen mit den Auflösungen in spanischer und italienischer Sprache. Meiner Sänfte folgte die der Prinzessin la Roche sur Yon und die der Frau von Tournon, meiner Oberhofmeisterin; diesen folgten zehn junge Damen mit ihrer Hofmeisterin zu Pferde und sechs Wagen, worin sich die übrigen Damen und Fräulein befanden.

Ich kam durch die Picardie, wo die Städte Befehl vom Könige hatten, mich nach Würden als seine Schwester zu empfangen, welches sie auch so ehrenvoll, als ich nur verlangen konnte, ausführten.

In Castelet, einer Festung drei Stunden von der

Grenze von Cambresis, welches damals der Kirche zugehörte und unabhängig war und den König von Spanien bloß als Protektor anerkannte, sandte der Bischof von Cambray mir einen Edelmann entgegen, der sich erkundigte, wann ich von Castelet abreisen würde, damit der Bischof mir bis an die Grenze seines Landes entgegen kommen könnte. Ich fand ihn wirklich daselbst, in schöner Begleitung von vielen Frauen, welche die Kleidung und das ganze Ansehen von wahren Flamändern hatten, denn die Leute in diesem Lande sind sehr stark und dick. Der Bischof war aus dem Hause von Barlemont, einem der vornehmsten in Flandern, die aber ein spanisches Herz hatten, wie sie es auch gezeigt haben, da sie dem Juan am meisten beistanden. Er unterließ nicht, mich mit vielen Ehrenbezeugungen und nicht weniger spanischem Zeremoniel zu empfangen. Ich fand diese Stadt Cambray, obgleich nicht mit so guten Materialien erbaut als die französischen, dennoch angenehmer, weil die Straßen und Plätze eine viel bessere Proportion haben und weit besser angelegt sind; die großen sehr schönen Kirchen sind eine allgemeine Zierde aller flandri-

schen Städte. Was ich in Cambray am merkwürdigsten und schätzbarsten fand, war die Zitadelle, die schönste und vollendetste der Christenheit; wie sie es in der Folge, als mein Bruder sie inne hatte, den Spaniern wohl fühlen ließ. Ein rechtschaffner Mann, mit Namen Herr von Ainsi, war zu der Zeit Gouverneur darin. Herr von Ainsi war von Anstand und Bildung, und an allem, was einem vollkommen wohlerzognen Mann ziemt, unsern vorzüglichsten Hofleuten gleich, und er hatte ganz und gar nichts von dem rohen Wesen an sich, das den Flamändern natürlich zu sein scheint. Der Bischof gab uns eine Mahlzeit, und nach dem Nachtessen verschaffte er uns das Vergnügen eines Balls, zu welchem er alle Damen der Stadt eingeladen hatte. Da er selber sich nicht dabei einfand, sondern sich gleich nach dem Nachtessen wegbegeben hatte, denn er war, wie gesagt, von zeremoniellem, spanischem Gemüt, so ließ er Herrn von Ainsi, als den ansehnlichsten der Gesellschaft zurück, mich während des Balls zu unterhalten und mich nachher zur Kollation zu führen; mich dünkt, es war sehr unvorsichtig, da ihm die Zitadelle aufgetragen war. Ich

rede nach der Erfahrung, die ich auf meine Unkosten gemacht habe, davon, wie man sich betragen muß, wenn man den Auftrag hat, eine Festung zu bewachen, – ich habe es mehr, als es mir lieb ist, erfahren.
Das Andenken an meinen Bruder verließ mich keinen Augenblick, denn er war mir über alles lieb und wert. Da ich mich nun der Vorschriften, die er mir gegeben, erinnerte, sah ich ein, daß dies eine sehr schöne Gelegenheit zu einem Dienst in den flandrischen Angelegenheiten sei. Diese Stadt Cambray war gleichsam der Schlüssel zu Flandern; ich ließ sie daher nicht ungenützt vorübergehen und wandte allen Verstand, den Gott mir gegeben, dazu an, Herrn von Ainsi für Frankreich und für meinen Bruder geneigt zu machen. Gott gab, daß es mir gelang. Herrn von Ainsi gefielen meine Reden; er beschloß, so lange als möglich bei mir zu sein, und mich zu begleiten, solange ich in Flandern sein würde. Er forderte Urlaub bei seinem Oberherrn, um mich bis Namur begleiten zu dürfen, wo Dom Juan von Österreich mich erwartete, und gab vor, er wünsche die Feierlichkeiten dieses Empfangs zu sehen. Der hispanisierte Flamän-

der war so unklug, ihm Urlaub zu geben. Während dieser Reise, die zehn bis zwölf Tage dauerte, redete er so oft mit mir als es anging. Er entdeckte mir offen sein ganz französisches Herz; daß er sich sehne, einen so hohen Prinzen als meinen Bruder zum Herrn und Meister zu haben, und daß er die Unterwürfigkeit gegen seinen Bischof und dessen Oberherrschaft verachte, der zwar ein Regent, aber doch nur ein Edelmann war, wie Herr von Ainsi selber, und ihm an Eigenschaften des Geistes und des Körpers sehr untergeordnet.

Von Cambray aus hielt ich Nachtlager in Valenciennes; ein flandrisches Land, wo Graf von Lalain, sein Bruder, Herr von Montigny, und eine Menge andrer Edelleute, zwei bis drei hundert an der Zahl, mir entgegen kamen, um mich am Ausgang der Länder von Cambresis, so weit der Bischof von Cambray mich begleitet hatte, zu empfangen. Valenciennes steht an Macht zwar Cambray nach, aber nicht an der Zierde der schönen Plätze und schönen Kirchen. Die Springbrunnen und die Uhren, welche mit dem, den Deutschen eignen Kunstfleiß gemacht waren, veranlaßten bei unsern Franzosen keine

geringe Bewunderung; denn sie hatten vorher nie gehört, wie Uhren mit verschiednen Stimmen eine angenehme Musik aufführen, wie von eben so viel Personen, wie es jetzt in dem kleinen Schloß, in der Vorstadt St. Germain, zu hören ist. Die Stadt stand unter dem Gouvernement des Grafen Lalain, er bewirtete daselbst die Herrn und Edelleute aus meinem Gefolge; die Damen aber zu bewirten, verschob er bis Mons, wo seine Gemahlin, seine Schwägerin Frau von Avrec, nebst den vorzüglichsten, artigsten Damen mich erwarteten; der Graf und sein Gefolge führten mich den andern Tag ihnen zu. Er nannte sich einen Anverwandten des Königs, meines Gemahls, und war ein Mann von großem Ansehen und Macht; die spanische Herrschaft war ihm beständig verhaßt gewesen wegen der Hinrichtung des Grafen Egmont, seines nahen Verwandten; obgleich er sein Gouvernement erhalten hatte, ohne sich in das Bündnis des Prinzen von Oranien oder der Hugenotten eingelassen zu haben, weil er ein eifriger Katholik war, so wollte er doch weder Dom Juan jemals sehen, noch erlauben, daß er, oder irgend einer von der spanischen Partei, in

die Länder seines Gouvernements komme. Dom Juan durfte ihn nie mit Gewalt dazu zwingen, weil er fürchtete, es möchten sich, wenn er angriffe, die verbündeten Katholiken in Flandern, welche man die vereinigten Staaten nennet, mit denen des Prinzen von Oranien und der Hugenotten vereinigen, welches seitdem auch diejenigen wohl erfahren haben, die für den König von Spanien waren. Graf Lalain konnte mir also bei seiner Art zu denken nicht genug seine Freude über meine Gegenwart bezeigen; er hätte seinem natürlichen Herrn und Fürsten nicht mehr Ehre, mehr Freude und Zuneigung erweisen können. Als ich zu Mons in dem Hause des Grafen ankam, wo man mir eine Wohnung bestimmt hatte, fand ich seine Gemahlin auf dem Vorhofe mit wohl achtzig oder hundert Damen aus der Stadt und des Landes, von denen ich empfangen wurde, nicht wie eine fremde, sondern wie ihre regierende Fürstin. Die Flamänderinnen sind von Natur zutraulich, freundlich und fröhlich; und da die Gräfin Lalain mit dieser Gemütsart vielen und erhabenen Verstand vereinigte, (sie war sowohl hierin als nicht weniger von Ansehen und Betragen ihrer

Cousine sehr ähnlich,) so war ich gleich gewiß, mit ihr eine recht genaue Freundschaft stiften zu können; diese Freundschaft war für die Absichten meines Bruders sehr günstig, denn sie hatte großen Einfluß auf ihren Gemahl und vermochte alles über ihn.

Zur Zeit des Nachtessens hatten wir ein großes Gastmahl und nachher Ball; solange ich in Mons blieb, war es alle Tage so, und ich blieb länger dort, als ich erst wollte; denn ich war erst willens, den andern Morgen wieder abzureisen, aber diese artige Frau beredete mich, eine ganze Woche bei ihnen zuzubringen; anfangs wollte ich es nicht, aus Besorgnis ihnen beschwerlich zu sein, aber weder sie noch ihr Gemahl hörten auf, deshalb in mich zu dringen, bis ich endlich nachgab; und auch am Ende der Woche ließen sie mich ungern fort. Ich lebte in großer Vertraulichkeit mit der Gräfin Lalain; sie blieb bei mir, wenn ich mich zu Bette legte, in später Nacht, und wäre gern immer länger geblieben; dies ist von einer Dame ihres Standes etwas Außerordentliches und zeigt eine überaus große Güte des Herzens und ein ungezwungenes natürliches Wesen an. Sie

säugte auch ihren kleinen Sohn selber; als sie den andern Tag, bei der Mittagstafel, neben mir saß, wo man in diesem Lande sich mit der größten Freimütigkeit mitzuteilen pflegt, mein ganzer Sinn aber nur darauf gerichtet war, wie ich die Absichten meines Bruders befördern möchte, brachte man ihr ihren kleinen Sohn, damit sie ihm zu trinken gebe. Sie war sehr geputzt, und ganz bedeckt von Schmuck und reicher Stickerei; sie hatte eine spanische Robille an, von Goldstoff mit schwarzem Grunde, worauf Streifen von Stickerei mit goldner und silberner Cantille; ein kleines Wamms von weißem Silberstoff mit goldner Stickerei und mit großen diamantnen Knöpfen zugeknöpft; diesen Anzug fand ich sehr passend für eine säugende Frau. Sie legte das Kind, das auch in sehr reichen Windeln lag, zwischen uns beiden auf die Tafel, knöpfte ganz frei ihr Wamms auf und gab dem Kinde die Brust. Bei einer andern hätte man dies vielleicht unschicklich finden können, sie tat es aber, wie alles was sie tat, mit so viel Anmut und Naivheit, daß sie eben so viel Beifall erhielt als die Gesellschaft Vergnügen. Nach aufgehobener Tafel fing der Ball in

demselben Saale an, der sehr groß und schön war. Da wir neben einander saßen, sagte ich ihr: „Obgleich das Vergnügen, welches ich in dieser Gesellschaft fühle, zu den größten gehört, die ich je gekannt, so wünschte ich fast, es nie gekannt zu haben, wegen des Unmuts, wenn ich sie nun verlassen muß mit der Überzeugung, daß das Schicksal uns wohl die Freude, uns wieder zu sehen, versagen wird. Es ist ein Unglück für mich, daß wir dem Himmel nicht ein gemeinschaftliches Vaterland verdanken!" Ich fing dies Gespräch mit ihr an, um sie hinein zu ziehen, weil es den Absichten meines Bruders dienlich war. Sie antwortete mir: „Dies Land war vormals französisch, bei Gericht wird auch die französische Sprache noch gebraucht, und aus den Herzen der meisten unter uns ist die natürliche Neigung zu Frankreich nicht gewichen. Ich wenigstens trage nichts so sehr am Herzen, seitdem ich Euch zu sehen das Glück habe. Ehedem waren wir dem Hause Österreich zugetan; seit der Hinrichtung der Grafen Egmont, Horn, des Barons Montigny und der andern damals hingerichteten Herrn, die alle unsre nahen Anverwandten und verwandt mit dem

größten Teil des Adels dieses Landes waren, ist uns nichts so sehr verhaßt als diese spanische Herrschaft, und wir wünschen eifrig, uns von ihrer Tyrannei zu befreien. Wir wissen es aber noch nicht anzufangen, denn das Land ist uneinig, wegen der verschiedenen Religionsparteien. Wären wir vereint, wir hätten die Spanier bald hinausgetrieben, so einzeln aber sind wir nicht mächtig genug. Wollte Gott, es gefiele dem Könige von Frankreich, Eurem Bruder, das Land wieder zu erobern, das von alters her schon sein ist! Mit offnen Armen würden wir ihn empfangen!“ Sie sagte das zwar wie aus dem Stegreif, aber es war wohl vorher bedacht, Hilfe bei Frankreich zu suchen. Da ich nun so den Weg zu meinen Absichten gebahnt fand, sagte ich ihr: „Mein Bruder, der König von Frankreich, ist nicht gesonnen, einen Krieg in der Fremde zu unternehmen, da er in seinem eignen Reich den Krieg mit den Hugenotten führt, er ist also an jeder auswärtigen Unternehmung verhindert. Aber mein Bruder, der Herzog von Alençon, der an Tapferkeit, Einsicht und Gütigkeit keinem meiner königlichen Ahnen und Brüder etwas nachgibt, könnte sich

eher zu dieser Unternehmung verstehen, und er besitzt nicht weniger Mittel euch zu helfen als mein Bruder, der König von Frankreich. Er ist in den Waffen erzogen und als einer der besten Heerführer unsrer Zeit geschätzt. Er kommandiert auch in diesem Augenblick eine Armee des Königs gegen die Hugenotten; seitdem ich weg bin, hat er eine sehr starke Festung Issoire und noch einige andre eingenommen. Keinen andren Fürsten könntet ihr zur Hilfe rufen, der euch so nützlich wäre, denn er ist euch benachbart, und das große Frankreich steht ihm zu Gebote, woher er alle Mittel und Kriegsbedürfnisse mit Leichtigkeit ziehen kann. Seid versichert, wenn der Graf, Euer Gemahl, ihm diese Gefälligkeit erzeigt, daß er jeden Teil an seinem Glücke nehmen soll, den er selber nur verlangt; denn mein Bruder ist sanft, nicht undankbar, und nichts ist ihm angenehmer, als für einen guten Dienst oder eine Gefälligkeit erkenntlich sein zu können. Er liebt und verehrt die tapfern und ehrliebenden Männer; auch sind die Besten Frankreichs in seinem Dienste. Man wird, glaube ich, in Frankreich bald einen Frieden mit den Hugenotten machen,

es ist möglich, daß ich ihn bei meiner Zurückkunft schon geschlossen finde; ist nun der Graf, Euer Gemahl, mit Euch gleichen Sinnes, so berichte er mir, ob ich meinen Bruder dazu bewegen soll; ich bin gewiß, dies Land, und vorzüglich Euer Haus, wird sich sehr wohl dabei befinden. Erhält mein Bruder durch Eure Vermittlung die Oberherrschaft des Landes, so werdet Ihr mich sicher sehr oft hier sehen; denn die Liebe zwischen uns beiden ist so groß, als sie nur immer zwischen Bruder und Schwester stattfinden kann."

Sie bezeigte mir ihre Zufriedenheit über diese Eröffnung und sagte, sie hätte nicht bloß von ungefähr so zu mir geredet; sondern, da sie sich mit meiner Liebe beehrt gesehen, hätte sie beschlossen, mich nicht fortreisen zu lassen, ohne mir ihre Lage zu entdecken und ohne mich zu bitten, daß ich ihnen von seiten Frankreichs Hilfe schaffe, um sie von der Furcht zu befreien, sich entweder in ewige Kriege verwickelt oder unter der spanischen Tyrannei gebeugt zu sehen. Sie bat mich hierauf um Erlaubnis, ihrem Gemahle alles mitteilen zu dürfen, was wir zusammen gesprochen, damit sie beide den andern

Tag das weitere mit mir verabreden könnten; worin ich natürlich gleich willigte. Wir brachten den ganzen Nachmittag mit dergleichen Gesprächen zu, die ich zu meinen Absichten dienlich glaubte, woran sie auch viel Vergnügen fand. Nach geendigtem Ball gingen wir in die Vesper, zu den Stiftsdamen; ein Nonnenorden, den wir in Frankreich nicht haben. Es sind Fräulein, die man als Kinder hineingibt, um sie hernach vorteilhafter zu verheiraten und daselbst bleiben zu lassen, bis sie in dem Alter dazu sind. Sie haben kein gemeinsames Schlafzimmer, sondern abgesonderte Häuser, jedoch alle in demselben Bezirk, wie die Stiftsherren. In jedem Hause wohnen drei, vier, bis sechs junge Fräulein, mit einer Alten; diese sind diejenigen, die nicht geheiratet haben, so wie auch die Äbtissin nicht heiratet. Die Nonnenkleider tragen sie bloß in der Kirche, des Morgens während des Gottesdienstes und nachmittags in der Vesper. Nach geendigtem Gottesdienste kleiden sie sich wieder um, und ziehen sich wie junge Mädchen an und gehen frei, wie die andern, zu den Bällen und Lustbarkeiten; sie kleiden sich folglich viermal täglich um. Sie kamen

alle Tage zu uns zum Ball und zum Gastmahl und tanzten gewöhnlich mit.

Der Gräfin Lalain ward die Zeit lang, eh sie mit ihrem Gemahl von dem glücklichen Anfang ihrer Geschäfte reden konnte; sie tat es aber noch in derselben Nacht und führte den Morgen drauf ihren Gemahl zu mir. Dieser hielt mir eine lange Rede über die gerechten Ursachen, die er habe, sich von dem spanischen Joche zu befreien. Er glaubte hiebei nichts gegen seinen rechtmäßigen Fürsten zu unternehmen, denn er wußte, daß die Herrschaft über Flandern dem Könige von Frankreich zukomme. Er zeigte mir die Mittel, die er in Händen hatte, meinem Bruder die Oberherrschaft in Flandern zu verschaffen, denn das ganze Hennegau, welches sich beinah bis an Brüssel erstreckt, war ihm ergeben. Er war nur wegen des Cambresis besorgt, das zwischen Flandern und Hennegau liegt, und meinte, es wäre gut, den Herrn von Ainsi zu gewinnen, der noch bei uns war. Ich wollte es dem Grafen nicht sagen, daß ich schon das Wort des Herrn von Ainsi hatte, sondern bat ihn, sich selber um ihn zu bemühen, er könnte es, als sein Nachbar und sein Freund,

füglicher tun als ich. Nachher beschlossen wir, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben, wie sehr er auf das Zutrauen und die Liebe meines Bruders rechnen dürfe, an dessen Glück er, seinem ausgezeichneten Verdienst gemäß, allen Anteil nehmen würde; wir beschlossen, daß ich, bei meiner Zurückkunft, mich zu Lafere aufhalten sollte, wo mein Bruder und Herr von Montigny, Bruder des Grafen Lalain, hinkommen und die Sache zusammen verabreden sollten; ich tat alles, um ihn in seinen Vorsätzen zu befestigen, und die Gräfin war nicht weniger tätig dabei als ich.

Den Tag, als ich mich von dieser schönen Gesellschaft zu Mons trennen mußte, waren wir alle, sowohl ich als die flamändischen Damen und besonders die Gräfin Lalain sehr traurig. Sie hatte mir ihre ganze Freundschaft geschenkt, und ich mußte es ihr zusagen, auf der Rückreise wieder durch Mons zu kommen. Ich gab ihr ein Schmuckkästchen, und ihrem Gemahl einen Orden und Ordenskette von Edelsteinen, von großem Wert; jene aber schätzten es mehr, weil es aus den Händen einer Person kam, die sie sehr liebten, als wegen des Werts. Alle Da-

men blieben dort, nur Frau von Harrach ging mit nach Namur, wo ich übernachtete. Ihr Gemahl und ihr Schwager, der Herzog von Arscot, wohnten daselbst seit dem Frieden zwischen dem Könige von Spanien und den Staaten von Flandern. Obgleich sie zu der flandrischen Partei gehörten, war doch der Herzog von Arscot, zur Zeit als er in Flandern und in England war, einer der allergalantesten Hofleute am Hofe des Königs Philipp; auch gefiel er sich nirgend als an den Höfen und bei den Großen. Graf Lalain und der übrige Adel begleiteten mich, soweit sie konnten, an zwei Stunden weit außerhalb seines Gouvernements und bis man das Gefolge des Dom Juan erblickte; dann nahm er Abschied, denn sie wollten sich, wie gesagt, nicht sehen. Herr von Ainsi allein ging weiter mit, weil sein Herr, der Bischof von Cambray, von der spanischen Partei war. Kurz darauf, nachdem jener schöne Haufe mich verlassen, traf ich Dom Juan von Österreich, begleitet von gewaltig viel Lakaien, aber nur von zwanzig oder dreißigen zu Pferde. Mit ihm waren der Herzog von Arscot, Herr von Harrach, Marquis von Varambon und der junge Balançon, Gou-

verneur der Grafschaft Burgund, für den König von Spanien; alle diese waren, als höfliche feine Männer, mit Post gekommen, um sich da auf meinem Wege zu finden. Unter den Dienern des Dom Juan war keiner von bedeutendem Namen und Ansehen als ein Ludwig von Gonzaga, der sich für einen Verwandten des Herzogs von Mantua ausgab. Die übrigen waren geringe Leute von schlechtem Ansehen; kein Adliger von Flandern war darunter. Dom Juan stieg vom Pferde, um mich in meiner Sänfte zu begrüßen; sie war ganz offen, und die Vorhänge von allen Seiten aufgezogen. Ich grüßte nach französischer Sitte sowohl ihn als den Herzog von Arscot und Herrn von Harrach. Nach einigen höflichen Worten stieg er wieder zu Pferde und unterhielt sich beständig mit mir, bis wir an die Stadt kamen, welche wir erst sehr spät erreichten, weil die Damen in Mons mich sehr lange aufgehalten hatten. Sogar schon in der Sänfte sitzend, mußte ich dennoch wohl noch eine Stunde ihnen die Devisen alle daran erklären, an welchen sie außerordentlich viel Vergnügen fanden. Es war aber, wie denn die Spanier darin wirklich Meister sind, in Namur alles

so schön angeordnet und die Stadt so erleuchtet, daß man von dem Schein der vielen Lichter in den Fenstern und in den Boutiken einen neuen Tag leuchten zu sehen glaubte. Denselben Abend ließ Dom Juan mich und die Meinigen in unsern Zimmern speisen, in der Meinung, daß es nicht vernünftig sei, uns nach einer langen beschwerlichen Reise mit einem Gastmahle zu bemühen. Das Haus, welches er mich bewohnen ließ, war zu meinem Empfang eigentlich eingerichtet; man hatte Mittel gefunden, einen großen schönen Saal und ein vollständiges Appartement für mich mit den dazu gehörigen Zimmern, Vorzimmern, Kabinetten und Salons einzurichten, alle mit den schönsten und kostbarsten Möblen versehen, die ich je gesehen. Die Tapeten waren alle von Samt oder Atlas, zwischen großen Säulen von Silberstoff, mit reicher Stickerei von dicken Schnüren und Leisten von goldner Stickerei, welche sich auf die schönste und reichste Weise von der Welt hervorhoben; an diesen Säulen waren die Bildnisse großer Männer, in antiker Kleidung, mit derselben Stickerei. Der Herr Kardinal von Lenoncourt, der einen wißbegierigen sinnreichen Geist

besaß, war vertraut worden mit dem Herzog von Arscot, der, wie ich schon gesagt, ein alter Hofmann war, von höflichen feinen Sitten, und gewiß die ganze Zierde des Gefolges des Dom Juan. Als er nun, während wir uns da aufhielten, die kostbaren und vortrefflichen Möbeln betrachtete, sagte er ihm: „Mich dünken diese Möblen schicklicher für einen großen König als für einen jungen Prinzen, wie Sennor Dom Juan." Darauf antwortete der Herzog von Arscot: „Auch sind sie durch einen Zufall hier, und weder aus Pracht noch mit Absicht. Die Stoffe sind dem Prinzen von einem Pascha des Großsultans übersendet, dessen Kinder er in dem berühmten Siege gegen die Türken zu Gefangenen gemacht hatte. Da nun Sennor Dom Juan so edelmütig war, sie ihm, ohne Ranzion zu verlangen, wiederzuschicken, so hat ihm der Pascha ein Geschenk gemacht von vielen goldnen und silbernen Stoffen; er erhielt sie gerade, als er in Mailand war, wo man dergleichen am besten zu benutzen weiß. Er ließ dort diese Tapeten davon machen, und zum Andenken der ruhmvollen Gelegenheit, die sie ihm verschaffte, ließ er an den Bettvorhängen und den

Tapeten des Zimmers, welches die Königin bewohnt, die Seeschlachten in Stickerei arbeiten, welche seinen glorreichen Sieg über die Türken, in jener berühmten Schlacht bei Lepante, vorstellt.“

Den Morgen ließ Dom Juan uns eine Messe hören, nach spanischer Weise, mit der vollen Musik von Geigen und Hörnern; von da gingen wir zum Mittagmahl in den großen Saal. Er und ich saßen allein an einem Tisch; drei Schritte von uns stand die große Tafel, woran die andren Damen und Herrn saßen. Dom Juan ließ sich von Ludwig von Gonzaga knieend bedienen. Nach der Tafel war Ball, der den ganzen Abend durch währte. Dom Juan unterhielt mich und sagte mir oft, er bewundre meine Ähnlichkeit mit seiner Gebieterin, der seligen Königin, meiner Schwester, welche er sehr verehrte. Er bezeigte mir und meinem Gefolge durch alle ersinnliche Höflichkeit und Ehrenbezeugungen seine Freude, mich bei sich zu sehen. Die Fahrzeuge, mit welchen ich über die Maas bis nach Lüttich fahren sollte, wurden nicht fertig; ich mußte also den andern Tag noch verweilen; den Vormittag brachten wir wie den ersten zu;

den Nachmittag setzten wir uns in ein sehr schönes Fahrzeug auf dem Fluß, umringt von andern Fahrzeugen, auf denen sich Musiker mit Oboen, Geigen und Hörnern befanden. Wir fuhren nach einer Insel, wo Dom Juan, in einem Saal von Epheu umgeben, ein Gastmahl hatte zubereiten lassen; rings umher waren Lauben, worin Musik von Oboen und andern Instrumenten während der Mahlzeit ertönte. Nach aufgehobener Tafel und nach dem Ball, der einige Stunden währte, kehrten wir in demselben Fahrzeuge, welches uns hingebracht und Dom Juan zu meiner Reise hatte machen lassen, wieder zurück. Den andern Morgen bei der Abreise begleitete mich Dom Juan bis an das Fahrzeug. Nach einem ehrenvollen höflichen Abschied ließ er mir Herrn und Frau von Harrach zurück, mich bis Huy zu begleiten, die erste Stadt des Bistums Lüttich, wo ich die Nacht bleiben wollte. Herr von Ainsi blieb noch nach Dom Juan in dem Fahrzeuge, dann nahm er traurig Abschied von mir und unter den heiligsten Versicherungen, mir und meinem Bruder, ewig ergeben zu sein. Er hatte nicht Urlaub mich weiter zu begleiten.

Das neidische verräterische Geschick ertrug länger nicht den Ruhm, der mich auf dieser Reise begleitete: es verkündete mir durch zwei traurige Vorbedeutungen das Übel, das ihr Neid mir bei meiner Zurückkunft bereitete. Die erste war, daß, sobald das Fahrzeug anfing, sich vom Ufer zu entfernen, Fräulein Tournon, die Tochter meiner Oberhofmeisterin, von einem so heftigen Übel befallen ward, daß sie vor entsetzlichem Schmerz laut aufschreien mußte. Sie fühlte einen heftigen Druck auf dem Herzen; die Ärzte vermochten durch kein Mittel weder ihn zu lindern, noch konnten sie ihren Tod verhindern; wenige Tage nach meiner Ankunft in Lüttich starb sie. Ich werde ihre traurige Geschichte gehörigen Orts erzählen, denn sie ist merkwürdig. Die zweite üble Vorbedeutung war, daß, als wir zu Huy ankamen, einer Stadt, welche am Abhang eines Berges liegt, ein reißender Strom vom Berge herunter den Fluß plötzlich so anschwellen machte in dem Augenblick, als unser Fahrzeug landete, daß wir kaum Zeit hatten, in vollem Lauf die Anhöhe zu gewinnen. Das Wasser folgte uns auf dem Fuße nach, alle Straßen überschwemmend, und war mit

uns zu gleicher Zeit in der für uns bestimmten Wohnung, in der am höchsten gelegenen Straße. Wir mußten uns denselben Abend mit dem behelfen, was der Herr vom Hause uns geben konnte; es war nicht möglich, weder meine Leute, noch meine Kleider aus dem Fahrzeuge holen zu lassen, noch weniger konnte man etwas aus der ganz überschwemmten Stadt holen; sie wurde nicht weniger wunderbar von dieser Sündflut befreit, als sie davon ergriffen worden war; denn mit Anbruch des Tages hatte sich das Wasser wieder zurückgezogen und in sein gewöhnliches Bett begeben.

Herr und Frau von Harrach kehrten wieder nach Namur zurück, zu Dom Juan, und ich begab mich wieder in mein Fahrzeug, um noch denselben Abend in Lüttich zu sein. Der Bischof von Lüttich empfing mich ehrenvoll und gab alle Beweise des guten Willens, die man von einer höflichen und wohlwollenden Person erwarten darf. Er war ein sehr tugendhafter, gütiger und verständiger Herr; er sprach sehr gut Französisch, seine Person war angenehm, seine Sitten edel und prachtliebend, und er war ein liebenswürdiger Gesellschafter. In seinem Ge-

folge waren einige Domherrn, und das ganze Kapitel, lauter Herzoge, Grafen und großer Herrn Söhne aus Deutschland; denn das Bistum Lüttich ist ein eigner Staat für sich von nicht geringem Umfange, mit vielen ansehnlichen Städten versehen, und besitzt große Einkünfte. Aus den Domherrn, die alle von Adel sein und ein Jahr daselbst gewohnt haben müssen, wird jedesmal der Bischof gewählt. Die Stadt ist fast wie Lyon, aber größer; die Maas fließt mitten durch; sie ist sehr gut gebauet, jedes Domherrn Haus ist ein schöner Palast; lange und breite Straßen; große Plätze mit schönen Springbrunnen, die mit so vielem Marmor verziert sind, den sie ganz nah dabei haben, daß sie ganz von Marmor erbaut scheinen; die Uhren mit deutscher Künstlichkeit verfertigt, mit ihrem verschiedenen musikalischen Glockenspiel, als ob es ebenso viele menschliche Stimmen wären.
Der Bischof empfing mich, als ich aus dem Fahrzeug ans Land stieg, und führte mich in seinen herrlichen Palast, den er verlassen hatte, um ihn mir ganz einzuräumen. Für ein Haus in der Stadt ist es schöner und bequemer eingerichtet, als ich vorher je gesehen hatte; denn

es sind mehrere Gärten mit schönen Springbrunnen dabei und Galerien mit so vielen vortrefflichen Gemälden und so reich mit Vergoldungen und Marmor verziert, wie man nichts Köstlicheres und Prachtvolleres sehen kann. Da die Quellen von Spa nur drei oder vier Stunden von dort liegen und sich nur ein kleines Dorf von einigen elenden Häusern dabei befindet, so rieten die Ärzte der Prinzessin la Roche sur Yon, sich das Wasser nach Lüttich kommen zu lassen; wenn man es nur bei Nacht, ehe die Sonne aufgegangen, bringen läßt, so behält es dieselbe Kraft und Eigenschaft als an der Quelle. Ich war sehr froh, daß wir nun in ein so bequemes Haus und in so guter Gesellschaft bleiben durften. Außer der Gesellschaft Sr. Gnaden, (so wird der Bischof von Lüttich genannt, eben wie man einen König „Sr. Majestät," oder einen Prinzen „Sr. Hoheit" nennt;) kamen noch auf das Gerücht, daß ich mich dort befände, verschiedene Herrschaften aus Deutschland hin, um mich zu sehen, untern andern die Gräfin Aremberg, dieselbe, welche die Ehre hatte, die Königin Elisabeth nach Mezières zu begleiten, als sie mit dem Könige Karl, meinem Bruder,

vermählt ward, und hernach begleitete sie meine älteste Schwester zum Könige von Spanien, ihrem Gemahl; eine Dame, die von der Kaiserin, vom Kaiser und von allen christlichen Fürsten sehr geschätzt ward. Ihre Schwester die Frau Landgräfin, Frau von Aremberg ihre Tochter, Graf Aremberg ihr Sohn, ein rechtschaffner artiger Mann, das wahre Bild seines Vaters, der damals meinem Bruder, dem König Karl, die Hilfe aus Spanien brachte, wobei er sich so viel Ehre und guten Ruf erwarb. Die Freude, sie ankommen zu sehen, ward durch den unglücklichen Tod des Fräulein Tournon sehr getrübt, deren merkwürdige Geschichte ich hier nicht übergehen kann, und ihr zu Gefallen muß ich hier eine Abschweifung in meiner Erzählung machen.

Die älteste Tochter meiner Oberhofmeisterin, der Frau von Tournon, hatte Herrn von Balançon geheiratet, Gouverneur für den König von Spanien von der Grafschaft Burgund. Sie bat ihre Mutter, ihr die jüngere Schwester, Fräulein von Tournon, mitzugeben, damit sie ihr in ihrem Hause beistehen und ihr Gesellschaft leisten möchte, da sie von allen ihren Verwandten

entfernt ward und in die Fremde mußte. Die Mutter gab es zu, sie blieb einige Jahre dort und wußte sich sehr angenehm und beliebt zu machen, obgleich sie eben nicht schön war, aber ihre Schönheit bestand in ihren liebenswürdigen Eigenschaften, ihrer Tugend und anmutigem Wesen. Der Marquis von Varambon wohnte mit seinem Bruder, Herrn von Balançon, in einem Hause mit ihr, er war damals zur Kirche bestimmt; er faßte aber eine heftige Liebe zur Fräulein von Tournon und wollte sich mit ihr vermählen; er hatte sein Gelübde noch nicht abgelegt. Er erklärte dieses ihren und seinen Anverwandten; von ihrer Seite fand man nichts dagegen, aber Herr von Balançon, der es für sich von größerm Nutzen hielt, wenn sein Bruder Geistlicher würde, widersetzte sich mit dem größten Eigensinn der Heirat. Frau von Tournon, eine verständige, vorsichtige Frau, findet sich beleidigt und nimmt ihre Tochter wieder von ihrer Schwester, der Frau von Balançon, fort und wieder zu sich. Sie war eine etwas harte, zornmütige Frau und begegnete ihrer Tochter ohne Schonung, obgleich sie doch schon erwachsen war und eine sanftere Behandlung

wohl verdiente. Nie hatte Fräulein Tournon trockne Augen; ihre Mutter schalt sie und schrie unaufhörlich mit ihr; gleichwohl tat sie nie etwas, das Tadel verdiente, aber es war einmal die natürliche strenge Gemütsart ihrer Mutter. Da sie nun sehr wünschte, von dieser Tyrannei befreit zu werden, freute sie sich, als sie hörte, ich würde nach Flandern reisen, denn sie dachte gleich, daß der Marquis von Varambon sich einfinden würde, wie es auch wirklich geschah. Da er nun damals den geistlichen Stand dennoch völlig verlassen und also imstande war, sie zu heiraten, hoffte sie, er würde bei ihrer Mutter um sie anhalten. Zu Namur fanden sich auch, wie ich schon gesagt, der Marquis von Varambon und der jüngste Balançon ein. Der jüngste Balançon, der bei weitem nicht so liebenswürdig war als sein Bruder, redete Fräulein Tournon an, bemühte sich um sie, aber der Marquis von Varambon tat, solange wir in Namur waren, als hätte er sie nie gekannt. Sie strengte gewaltsam alle ihre Kräfte an, um ihn merken zu lassen, was sie fühle, aber ihr Herz war von Angst, Verdruß und Schmerz gepreßt, und in dem Augenblick, als er das Schiff ver-

ließ, wo er Abschied von uns genommen, fühlte sie sich so angegriffen und zerstört, daß sie ohne heftiges Schreien und ohne die tödlichsten Schmerzen nicht mehr atmen konnte. Es war kein einziger Grund zu ihrer Krankheit vorhanden als dieser innere Schmerz; ihre Jugend kämpfte noch einige Tage mit dem Tode, aber dieser siegte und raubte sie mir und ihrer Mutter, die nicht mehr als ich über diesen Verlust trauern konnte; ihre Mutter liebte sie sehr, obgleich sie ihr hart begegnete. Ihre Beerdigung geschah so ehrenvoll als möglich, denn sie war aus einem großen Hause und gehörte eigentlich der Königin Mutter. Viere von meinen Edelleuten erhielten Befehl, ihre Leiche zu Grabe zu tragen; einer von ihnen war la Boessiere, der sie leidenschaftlich geliebt hatte, ohne es ihr jemals zu sagen; er kannte ihre strenge Tugend, und seine Geburt war der ihrigen nicht gleich. Dieser nun trug ihre sterbliche Hülle; selber den Tod tragend durch ihren Tod, so wie er ehemals ihn schon erlitt durch seine Liebe!

Der strafbare Marquis von Varambon bereute einige Tage nach meiner Abreise von Namur seine Grausamkeit. Seine Liebe, o wunderbares

Schicksal! die in der Gegenwart erloschen war, entzündete in der Abwesenheit sich aufs neue! Er entschließt sich, zurückzureisen und bei ihrer Mutter um sie anzuhalten, vertrauend seinem guten Glück, denn alle Frauen liebten ihn, von denen er geliebt zu sein wünschte, wie er dann auch seit kurzem eine große Dame, gegen den Willen ihrer Eltern, geheiratet; und hoffte mit Gewißheit, seine Gebieterin würde ihm verzeihen; er wiederholte sich die italienischen Worte: che la forza d'amore non risguarda al delitto. Er bat Dom Juan, ihm einen Auftrag an mich zu geben, reiste eiligst zurück und kam in demselben Moment zu Lüttich an, als man den Leib der Unglücklichen, Schuldlosen in der Glorie ihrer Jungfräulichkeit durch die große Straße zur Kirche trug, um ihn in die Erde zu senken. Das Gedränge des Leichenzugs versperrt ihm den Weg, er schaut hin, was es sein mag, erblickt von weitem, mitten unter einem zahlreichen Haufen von Leuten in Trauerkleidern, ein weißes Leichentuch mit Blumenkränzen bedeckt. Ein Bürger antwortet ihm auf seine Fragen, es würde jemand begraben; er wird neugieriger, drängt sich bis zu dem Vor-

dersten des Leichenzugs und hört mit immer steigender Unruhe nicht auf zu fragen, bis er es erfährt, wer es sei. O tödlicher Bericht! So rächte sich die Liebe an der undankbaren Treulosigkeit und ließ ihn fühlen, was seine Geliebte bei seinem strafbaren Vergessen gefühlt hatte; den Pfeil des Todes! „Es ist die Leiche des Fräulein von Tournon!“ wird ihm zugerufen, und ohnmächtig sinkt er vom Pferde. Man bringt ihn für tot in ein Haus; zu spät war es, sich im Leben mit ihr zu vereinigen, nun wollte er es im Tode tun. Seine Seele verließ seinen Körper, um ihre Seele jenseits des Lebens zu suchen und ihre Verzeihung zu erflehen; dann kehrte sie wieder zu ihm zurück, damit er länger ihren Verlust fühle, er wäre sonst für seine Treulosigkeit nicht hart genug bestraft gewesen.

Nach dieser traurigen Pflicht wollte ich, um dieser fremden Versammlung keine Langeweile zu verursachen, mich meiner Traurigkeit über den Verlust des liebenswürdigen Mädchens nicht überlassen, ich ging also täglich, von dem Bischof (Sr. Gnaden genannt), von seinen Domherrn und von den fremden Herren und Damen

begleitet, in unterschiedliche Häuser und Gärten spazieren, deren es in dieser Stadt, und auch umher, sehr schöne gibt. Die Gesellschaft kam jeden Morgen und holte mich zu diesen Spaziergängen ab, wobei ich das Spawasser trank, denn man muß dabei spazieren gehen. Mein Bruder war zwar der Arzt, auf dessen Verordnung ich es trank, gleichwohl tat es doch sehr gute Wirkung; denn ich habe nachher sechs oder sieben Jahre nichts von der Rose am Arm gespürt. Nachher brachten wir den ganzen Tag zusammen zu; des Mittags war jedesmal irgendwo ein Gastmahl, nach diesem ein Ball; hernach gingen wir in irgendein Frauenkloster zur Vesper; nach dem Abendessen war wieder entweder Ball, oder wir fuhren aufs Wasser mit Musik. So vergingen sechs Wochen; das ist die bestimmte Zeit, den Spabrunnen zu trinken, es war auch der Prinzessin la Roche sur Yon so verordnet. Da wir eben nach Frankreich zurückreisen wollten, kam Frau von Harrach an, die zu ihrem Mann nach Lothringen wollte. Sie gab uns Nachricht von den Veränderungen, welche in Namur sowohl als in dem ganzen Lande seit meiner Durchreise sich zugetragen. Als Dom

Juan aus meinem Schiff und zu Pferde gestiegen war, nahm er unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, den Weg vor dem Schloß von Namur vorbei, welches noch nicht in seinen Händen war. Er tat, als wollte er es bei dieser Gelegenheit besehen, ritt hinein, bemächtigte sich desselben und ließ die Besatzung der Staaten abziehen, gegen seine Abrede mit den Staaten. Außerdem hatte er sich des Herzogs von Arscot, des Herrn und der Frau von Harrach bemächtigt; auf dringendes Bitten hatte er die beiden erstern wieder freigelassen; Frau von Harrach aber mußte bis dahin als Geisel bei ihm zurückbleiben, damit jene nichts gegen ihn unternehmen möchten. Das ganze Land wäre in Krieg und Brand; es seien drei Parteien da; die Partei der Staaten, das heißt, der flandrischen Katholiken; die des Prinzen von Oranien und der Hugenotten, welche zusammen nur eine machten, und die spanische unter Dom Juan. Nun war ich so verwickelt, daß ich notwendig durch eine oder die andre durch mußte. Mein Bruder hatte mir einen Edelmann namens Lescart geschickt, durch diesen schrieb er mir: er habe, seitdem ich den Hof verlassen, dem Könige

mit der ihm anvertrauten Armee große Dienste geleistet; alle Städte, die er ihm anzugreifen befohlen, habe er genommen, die Hugenotten aus allen Provinzen, welche ihm angewiesen worden, verjagt; dann wäre er an den Hof nach Poitiers zurückgekommen, wo sich der König während der Belagerung von Brouage aufgehalten, um in der Nähe der Armee des Herzogs von Mayenne zu sein, damit er ihm desto schneller mit allem Notwendigen zu Hilfe kommen könnte. „Der Hof“, schrieb er, „ist ja stündlich verändert, wie ein Proteus, ich habe ihn bei meiner Ankunft ganz umgewandelt gefunden; man war so kalt gegen mich, als hätte ich gar nichts im Dienste des Königs ausgerichtet. Der König, der vor dem Auszuge sehr freundlich mit Bussy gewesen, ist jetzt ebenso vom Neide verfolgt und so übel angesehen als zu Guast seiner Zeit; doch hat Bussy dem Könige treu gedient, mit seinen Freunden wie mit seiner eigenen Person, denn er hat, als Issoire bestürmt wurde, seinen Bruder dabei verloren. Täglich beleidigt man uns. Die Mignons des Königs haben mir einige der rechtlichsten Männer unter meinen Leuten abwendig gemacht,

nämlich Maugiron, la Valette, Mauleon, Livarrot und noch einige; sie haben meinen Dienst verlassen und sind zum Könige gegangen." Er wisse aus guter Hand, setzte er noch hinzu, daß der König es bereue, ihm den Zug nach Flandern erlaubt zu haben; mir aber suche man aus Haß gegen ihn auf meiner Rückreise einen bösen Streich zu spielen; entweder durch die Spanier, indem man sie warnte, ich unterhandle in Flandern für ihn; oder durch die Hugenotten, damit sie an mir das Unrecht rächen sollten, das er ihnen getan, indem er ihr Feind wurde, nachdem sie ihn unterstützt hatten. Alles das machte mir nicht wenig Sorge; nicht allein ich mußte durch eine von beiden Parteien, sondern auch die vornehmsten meiner Reisegesellschaft waren entweder den Spaniern oder den Hugenotten zugetan. Der Herr Kardinal von Lenoncourt war im Verdacht, die Hugenotten zu begünstigen, und Herr Descarts, Bruder des Bischofs von Lisieux, war oft im Verdacht, im Herzen spanisch zu sein. In dieser Verwirrung konnte ich mich niemand anvertrauen als der Prinzessin la Roche sur Yon und der Frau von Tournon; diese sahen die Gefahr, in

welcher wir uns befanden, wohl ein; wir hatten fünf oder sechs Tagereisen bis zu Lafere, während welchen wir immer in der Gewalt des einen oder des andern waren. Mit Tränen in den Augen sagten sie: Gott allein vermöchte es, uns aus dieser Gefahr zu erretten; ich sollte mich ihm wohl empfehlen und tun, was er mir zu tun eingeben würde; was sie beide beträfe, sie wollten sich alles gefallen lassen, wenn ich nur gerettet würde; sie wären zu den stärksten Tagereisen bereit, obgleich die eine krank und die andre sehr alt war. Ich redete mit dem Bischof von Lüttich darüber, dieser half mir wie ein wahrer Vater. Er gab mir seinen Haushofmeister mit, seine Pferde, die mich, soweit ich es verlangte, bringen sollten. Da ich notwendig einen Paß vom Prinzen von Oranien haben mußte, so schickte ich Mondoucet zu ihm, der mit ihm vertraut war und ein wenig zu dieser Religion hinneigte; er kam aber nicht wieder. Ich erwartete ihn zwei, drei Tage und glaube, ich hätte bis heute auf ihn warten können. Da der Herr Kardinal von Lenoncourt und der Ritter Salviati, mein Oberstallmeister, die zu derselben Kabale gehörten, mir unaufhörlich

rieten, nicht ohne Paß zu reisen, und ich argwohnte, man könnte mir unterdessen noch etwas Schlimmeres entgegenstellen, entschloß ich mich den andern Morgen in der Frühe abzureisen. Da sie sahen, daß man mich unter dem Vorwande des Passes nicht länger zurückhalten konnte, ließ mein Schatzmeister, gleichfalls ein heimlicher Hugenotte, dem Ritter Salviati sagen, es wäre kein Geld da, die Gastwirte zu bezahlen; dies war durchaus eine Lüge, denn als ich zu Lafere angekommen war, verlangte ich meine Rechnungen noch zu sehen, und da fand es sich, daß, außer dem nötigen Reisegelde, noch Geld genug da war, meinen Haushalt sechs Wochen lang zu führen. Sie ließen meine Pferde anhalten und fügten zu der Gefahr noch diese Verunglimpfung hinzu. Die Prinzessin la Roche sur Yon ertrug diese Niederträchtigkeit länger nicht, sie lieh mir in dieser Verlegenheit das nötige Geld, und jene blieben verwirrt. Nachdem ich dem Bischof von Lüttich einen Diamanten, drei tausend Taler an Wert, und seinen Dienern Ringe oder goldne Ketten geschenkt hatte, reiste ich ab und kam noch denselben Tag bis Huy; ohne einen andern Paß als meine

Hoffnung auf die Hilfe Gottes. Huy gehörte, wie ich schon bemerkt, zu den Ländern des Bischofs von Lüttich; dennoch war es in vollem Aufruhr und Rebellion (so wie keine der Provinzen von der allgemeinen Revolution in den Niederlanden verschont blieb,) und wollte seinen Bischof nicht anerkennen, weil er neutral blieb, und jene zur Partei der Staaten gehörten; sie wollten also den Haushofmeister des Bischofs, der mit uns war, nicht anerkennen; sie waren noch in Alarm darüber, daß Dom Juan sich bei meiner Durchreise Namurs bemächtigt hatte; sobald wir also in unsre Wohnung eingekehrt waren, zogen sie die Sturmglocke, schleppten die Artillerie in die Straßen und pflanzten sie gegen meine Haustüre, sperrten die Gassen, damit wir nicht zusammenkommen konnten und hielten uns so die ganze Nacht in Schrecken, ohne daß es möglich war, mit einem von ihnen zu sprechen, denn es war nichts als gemeines Volk, grobe, unvernünftige Leute. Den Morgen ließen sie uns reisen, hatten aber die ganze Straße mit Bewaffneten besetzt.

Den Abend kamen wir nach Dinan, hier hat-

ten sie zum Unglück denselben Tag ihre Burgemeisterwahl gehabt; alles schmauste, alles war betrunken, es war ein wahres Chaos. Unsern Zustand zu verschlimmern, war der Haushofmeister des Bischofs ihnen verhaßt, der ehemals ihnen den Krieg gemacht hatte. Diese Stadt ist, wenn sie nüchtern ist, für die Partei der Staaten; regiert aber Bachus darin, so kennt sie weder sich selbst noch andre. Sobald sie mein großes Gefolge in der Vorstadt ankommen sahen, gerieten sie in Schrecken. Sie verließen die Flaschen, griffen zu den Waffen, und statt uns die Tore zu öffnen laufen sie in der größten Unordnung hin und verschließen sie. Ich hatte einen Edelmann mit dem Fourier und dem Quartiermeister vorausgeschickt, sie um die Erlaubnis zu bitten, durchreisen zu dürfen; aber als ich ankam, standen sie noch da, schrieen unter einander, und keiner verstand den andern. Endlich stehe ich in meiner Sänfte auf, nehme meine Maske herunter, und winke den Ansehnlichsten unter ihnen zu mir; als er heran kam, bat ich ihn, doch Stillschweigen zu gebieten, damit ich gehört werden könnte. Dies geschah denn nach vieler Mühe, und ich machte

ihnen begreiflich, wer ich sei, und warum ich reise; daß, weit gefehlt, ihnen durch meine Ankunft irgend ein Übel zu verursachen, wollte ich vielmehr ihnen nicht einmal Anlaß zum Argwohn geben; ich ersuchte sie darum, nur mich und meine Frauen, nebst so wenigen von meinen Leuten, als sie selber mir erlauben würden, auf diese Nacht in die Stadt zu lassen; das übrige Gefolge könnte in der Vorstadt bleiben. Sie waren gleich mit diesem Vorschlag zufrieden und gestatteten ihn mir. Ich ging also mit den Ansehnlichsten aus meinen Haufen in die Stadt, unter ihnen der Haushofmeister des Bischofs von Lüttich, der zum Unglück erkannt ward, als ich von diesem betrunknen und bewaffneten Volk begleitet, mich nach meinem Quartier begab; nun schimpften sie ihn und wollten den guten alten Mann totschießen; es war ein achtzigjähriger, ehrwürdiger Greis mit einem weißen, bis auf den Gürtel reichenden Bart. Ich ließ ihn in das Haus, und die Trunkenbolde feuerten ihre Gewehre unaufhörlich gegen die Mauer ab, die bloß von Lehm war. Ich fragte nach dem Wirt vom Hause; zum Glücke war er gegenwärtig. Ich bat ihn sich an das Fen-

ster zu stellen und es dahin zu bringen, daß ich mit den Angesehensten reden könne. Nachdem er lange vom Fenster hinunter geschrieen hatte, kamen die Burgemeister zu mir herauf, aber so betrunken, daß sie nicht wußten, was sie sprachen, noch was sie wollten. Ich gab ihnen die Versicherung, ich hätte nicht gewußt, daß dieser Haushofmeister ihr Feind sei; zeigte ihnen, von welcher Wichtigkeit es sei, eine Person von meinem Range zu beleidigen, eine Freundin der vornehmsten Herrn der Staaten; ich sei gewiß, Graf Lalain und alle andren Chefs würden die Aufnahme, welche ich hier fände, sehr übel nehmen. Bei dem Namen Graf Lalain waren sie gleich ganz verwandelt; sie hatten mehr Respekt für diesen Namen, als für die Namen aller Könige, denen ich angehörte. Der älteste unter ihnen fragte mich stammelnd und lächelnd: ob ich denn eine Freundin des Grafen Lalain sei? Da ich sogleich merkte, daß seine Verwandtschaft mir mehr hier hülfe, als die Verwandtschaft aller Potentaten der Christenheit, sagte ich; jawohl ich bin seine Freundin und seine Verwandte! Nun machten sie mir große Reve-

renzen, reichten mir die Hand und erzeigten mir so viel Höflichkeiten als vorher Grobheiten, baten mich um Verzeihung und versprachen mir den guten alten Haushofmeister in Frieden mit mir ziehen zu lassen. Den Morgen drauf, als ich eben zur Messe gehen wollte, kam Dubois an, der Agent des Königs bei Dom Juan, der sehr spanisch gesinnt war. Er gab mir vor, Briefe vom Könige zu haben, worin er ihm Befehl erteilte, mich abzuholen und mich sicher zurück zu geleiten; zu dem Ende habe er Dom Juan gebeten, ihm Barlemont und einen Haufen Leute zu Pferde zu geben, um mich zu eskortieren und mich sicher nach Namur zu bringen; ich mußte also die aus der Stadt Dinan ersuchen, daß sie Herrn von Barlemont, der ein Eingeborner sei, und seinen Haufen Reiter in die Stadt lassen möchten, damit sie mich begleiten könnten. Dies hatte nun einen doppelten Endzweck; erstlich wollte er sich für Dom Juan der Stadt bemeistern, und zweitens sollte ich in die Hände der Spanier fallen. Ich war in großer Velegenheit, und da ich sie dem Kardinal von Lenoncourt mitteilte, der so wenig Lust hatte als ich, den Spaniern in die Hände

zu fallen, beschlossen wir, von denen aus der Stadt zu erfahren, ob wir nicht einen andern Weg nehmen könnten, auf welchem wir dem Haufen des Herrn von Barlemont auswichen. Ich übergab dem Herrn Kardinal von Lenoncourt den kleinen Agenten Dubois, damit er ihn aufhalte; während dessen ging ich in ein andres Zimmer, wo ich die aus der Stadt zu mir kommen ließ und ihnen zu verstehen gab, daß sie verloren wären, wenn sie Herrn von Barlemont mit seinen Reitern einließen, weil er sich der Stadt für Dom Juan bemächtigen wollte; ich riet ihnen, sich zu bewaffnen, sich am Tore bereit zu halten und sehen zu lassen, daß sie wohl unterrichtet und gerüstet seien und sich nicht überrumpeln ließen; Herrn von Barlemont sollten sie einlassen, sonst aber niemand. Da der Wein von Tags vorher verdampft war, fanden sie meine Gründe gut, hatten Zutrauen zu mir und boten mir ihre Dienste und ihr Leben an. Sie gaben mir einen Wegweiser, der mich einen Weg führen sollte, auf welchem ich den Fluß zwischen mir und den Truppen des Dom Juan haben und diese so weit zurück lassen würde, daß sie mich nicht mehr errei-

chen könnten, da ich immer durch Städte kommen würde, die den Staaten angehören. Nachdem ich dies mit ihnen abgeredet, schickte ich sie hin, Herrn von Barlemont allein hinein kommen zu lassen. Sobald dieser in der Stadt war, wollte er sie bereden, auch seinen Truppen freien Einzug zu verstatten; darüber wurden sie aber so aufgebracht, daß wenig fehlte, sie hätten ihn umgebracht; sie kündigten ihm an, daß, wofern er sie nicht würde der Stadt aus dem Gesichte ziehen lassen, sie ihr Geschütz gegen sie richten wollten. Das verlangten sie, um mir Zeit zu verschaffen über den Fluß zu gehen, ehe dieser Haufe mich einholen könnte. Herr von Barlemont und der Agent Dubois wendeten nun alles an, mich zu bereden, daß ich nach Namur gehen sollte, wo Dom Juan mich erwarte. Ich stellte mich, als willigte ich ein, und nachdem ich Messe gehört und eine kurze Mittagsmahlzeit zu mir genommen hatte, verließ ich mein Quartier, begleitet von zwei bis dreihundert bewaffneten Männern aus der Stadt, und indem ich immerwährend mich mit Herrn von Barlemont und dem Agenten Dubois unterhielt, nahm ich den Weg gerade nach dem

Tore gegen den Fluß zu, welches dem Wege nach Namur, wo sich des Herrn von Barlemont Reiter befanden, gerade entgegengesetzt war; da jene es merkten, erinnerten sie mich und sagten, ich ginge nicht recht; ich führte sie aber, beständig redend, immer weiter, bis ich an das Tor kam; dann ging ich von einem guten Teil derer aus der Stadt begleitet, hinaus; verdoppelte meine Schritte gegen den Fluß, stieg in das Schiff und ließ eiligst die Meinigen mit einsteigen. Herr von Barlemont und der Agent Dubois standen am Ufer und schrieen: „Ihr seid unrecht! das ist nicht der Wille des Königs, er will, daß Ihr nach Namur gehen sollt!“ Trotz dem Schreien fuhren wir schnell hinüber, und während man die Sänften und Pferde hinüber schaffte, hielten die aus der Stadt, in der Absicht mir Zeit gewinnen zu lassen, Herrn von Barlemont und den Agenten Dubois mit Klagen und Zänkereien auf, machten ihnen Vorwürfe in ihrer platten Mundart über Dom Juans Unrecht, den Frieden und seine Treue gegen die Staaten gebrochen zu haben, und über den alten Zank wegen Graf Egmonts Hinrichtung, unter immerwährender Drohung,

auf die Truppen zu feuern, so bald sie sich noch an der Stadt sehen ließen. So erhielt ich Zeit mich zu entfernen, von Gott und jenem Führer geleitet, den mir die Leute aus Dinan mitgegeben hatten.

Dieselbe Nacht blieb ich in einem festen Schloß, Fleurines genannt; es gehörte einem Edelmann von der Partei der Staaten, den ich bei dem Grafen Lalain gesehen. Zum Unglück war aber dieser Edelmann gerade nicht zu Hause; es war niemand da als seine Frau. Da wir in den offen stehenden Vorhof hinein kamen, geriet sie in Schrecken, floh nach ihrem festen Turm, ließ die Brücke aufziehen und war entschlossen, uns unter keinem Vorwande einzulassen. Inzwischen ließen sich dreihundert Edelleute, auf einer Anhöhe etwa tausend Schritte davon erblicken; Dom Juan hatte sie geschickt, uns den Weg abzuschneiden und sich des Schlosses Fleurines zu bemächtigen. Da sie uns in den Vorhof hinein gehen sahen, vermuteten sie, wir wären mit in den Turm gelassen, und blieben auf der Anhöhe stehen, um uns am andern Morgen bei der Abreise zu fangen. Wir standen in dem Hof, der bloß von einer schlechten

Mauer umgeben und mit einer schlechten Tür befestigt war, die man ohne alle Mühe hätte einstoßen können, und kapitulierten mit der Dame im Schloß, die aber unerbittlich blieb, und befanden uns in der größten Not, als durch die Gnade Gottes, der Herr von Fleurines mit hereinbrechender Nacht ankam. Er ließ uns sogleich in das Schloß ein und zürnte mit seiner Frau wegen ihrer unvernünftigen Unhöflichkeit. Herr von Lalain hatte uns den Herrn von Fleurines geschickt, um mich sicher durch die Städte der Staaten zu schaffen, da er selber die Armee, deren Chef er war, nicht verlassen konnte, um mich zu begleiten. Es war ein großes Glück für uns; Herr von Fleurines erbot sich, mich bis nach Frankreich zu begleiten; wir wurden also durch alle Städte, welche wir durch kamen, die den Staaten zugehörten, ruhig und mit gebührender Achtung empfangen. Die einzige Unannehmlichkeit hatte ich nun noch, daß ich nicht durch Mons konnte, wie ich es der Gräfin Lalain versprochen hatte; ich konnte nicht weiter als bis nach Nivelles kommen, das noch sieben starke Stunden von Mons liegt; wegen des damals sehr hitzigen Krieges, konn-

ten wir uns also nicht sehen, auch den Grafen Lalain nicht, der mit seiner Armee bei Antwerpen stand. Ich schrieb der Gräfin von Nivelles aus; sobald sie wußte, daß ich dort war, schickte sie mir einen der angesehensten Edelleute, die zurück geblieben waren, um mich bis an die französische Grenze zu begleiten; denn ich hatte noch durch ganz Cambresis zu reisen, das halb spanisch und halb für die Staaten war; in dieser Begleitung ging ich bis nach dem Schloß Cambresis, wo ich blieb, und jene wieder zur Gräfin Lalain zurückgingen; ich überschickte ihr mit ihnen, als ein Andenken, sich meiner zu erinnern, eins meiner Kleider, welches sie bei meiner Anwesenheit zu Mons sehr schön gefunden; es war von schwarzem Atlas, von schwerer reicher Stickerei ganz bedeckt, es hatte acht bis neunhundert Taler gekostet.
Im Schloß Cambresis erhielt ich Nachricht, daß einige Haufen Hugenotten mich zwischen der flandrischen und französischen Grenze angreifen wollten; ich teilte diese Nachricht nur wenigen mit und war nach einer Stunde zum Aufbruch bereit; als ich aber nach den Sänften und Pferden schickte, machte es der Ritter Salviati

wie zu Lüttich. Da ich nun seine Absicht einsah, ließ ich meine Sänfte im Stich, setzte mich zu Pferde, die, welche zuerst fertig waren, folgten mir, so daß ich um zehn Uhr des Morgens im Chastelet anlangte, und war allein mit Gottes Hilfe allen Fallstricken und Hinterlisten meiner Feinde entgangen. Von da ging ich nach Lafere, hier wollte ich bis zum Friedensschlusse bleiben. Daselbst fand ich einen Kourier von meinem Bruder, der mich zu erwarten Befehl hatte, um die Nachricht davon aufs eiligste meinem Bruder zu überbringen. Er schrieb mir, der Frieden wäre gemacht, und der König auf dem Wege nach Paris. Was ihn selber beträfe, so würde seine Lage immer unangenehmer; es gäbe keine Art von Mißhandlung und Beleidigung, die er und die Seinigen nicht zu erdulden hätten, und täglich erregte man neue Zänkereien gegen Bussy und seine Leute. Er erwarte also meine Ankunft zu Lafere mit Ungeduld, weil er dort zu mir kommen wollte. Ich schickte ihm sogleich seinen Kourier zurück; sobald er die Nachricht erhielt, schickte er Bussy und sein ganzes Haus nach Angers, nahm nur fünfzehn oder zwanzig Leute mit sich zur Begleitung

und kam mit Postpferden zu mir nach Lafere. Es war eine der größten Freuden für mich, die ich je empfunden, eine Person, die ich so sehr liebte und ehrte, bei mir zu sehen. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, ihm seinen Aufenthalt bei mir so angenehm als möglich zu machen, er war auch so vergnügt darüber, daß er gern wie St. Peter gesagt hätte: Laßt uns hier Hütten bauen, wenn der wahrhaft königliche Heldenmut seiner Seele ihn nicht zu größeren Dingen aufforderte. Das ruhige Leben an unserem Hof dünkte ihn, nach jenem welches er verlassen, so angenehm, daß er sich nicht enthalten konnte, immer auszurufen: „O meine Königin, wie schön ist es hier bei Euch! Mein Gott, diese Gesellschaft ist ein Paradies, voll von Freude und Vergnügen; wo ich herkomme, ist die Hölle voller Furien und Qualen!“ Zwei Monate brachten wir so in diesem glücklichen Zustande zu, uns schienen sie zwei kurze Tage; während denen erstattete ich ihm Bericht von dem, was ich in Flandern für ihn getan. Er fand es ratsam, daß Graf von Montigny, Bruder des Grafen Lalain, kommen und mit ihm die übrigen Maßregeln nehmen sollte,

auch um sich einer dem andern die gehörigen Sicherheiten zu geben. Graf von Montigny kam also mit vier oder fünf der Angesehensten aus dem Hennegau; einer von ihnen hatte einen Brief von Herrn von Ainsi an meinen Bruder, worin er ihm seine Dienste aufs neue anbot und ihm die Zitadelle von Cambray zusicherte. Graf von Montigny brachte ihm die Versicherung vom Grafen Lalain, Hennegau und Artois in seine Hände zu geben, worin sich mehrere ansehnliche Städte befinden. Nachdem mein Bruder diese Anerbietungen und Versicherungen erhalten, schickte er die Herren zurück, nachdem er ihnen goldne Medaillen geschenkt, worauf mein Brustbild und das seinige abgebildet war, und nachdem er ihnen aufs neue die Versicherung alles dessen, was sie von ihm zu hoffen, gegeben hatte. Sie gingen nun, alles zu seinem Empfang vorzubereiten, in ihr Land und er an den Hof zurück, wo er versuchen wollte, was er von dem Könige zu dieser Unternehmung erlangen könnte, weil er seine Macht in Bereitschaft halten wollte, um in kurzer Zeit hingehen zu können.

Ich meinerseits wollte meine Reise nach der

Gascogne antreten; da alles dazu in Bereitschaft war, ging ich nach Paris. Eine Tagereise von Paris kam mein Bruder mir entgegen; und der König, die Königin Mutter, die Königin Louise und der ganze Hof erzeigten mir die Ehre, mir bis zu St. Denis, wo ich zu Mittag speisen wollte, entgegen zu kommen. Sie empfingen mich ehrenvoll und mit Freundlichkeit, und es gefiel ihnen, mich von der Pracht und den Festlichkeiten in Lüttich erzählen zu hören, nebst den Abenteuern meiner Rückreise. Unter diesen angenehmen Unterhaltungen kamen wir, in den Wagen der Königin Mutter nach Paris. Nach dem Souper und dem Ball nahte ich mich dem Könige und der Königin Mutter und bat sie, mir zu erlauben, daß ich mich zu dem Könige, meinem Gemahl, begeben dürfe; da der Frieden nun geschlossen sei, könnte ihnen diese Bitte auf keine Weise irgend einen Verdacht geben, es wäre aber nicht schicklich und mir sehr nachteilig, wenn ich nicht zu ihm ginge. Sie bezeigten beide ihre Zufriedenheit mit meinem Verlangen und gaben mir ihre Einwilligung. Die Königin Mutter sagte, sie wolle mich begleiten, weil auch sie notwendig und in Ge-

schäften des Königs hinzureisen habe. Auch sagte sie dem Könige, er müsse mir die Mittel zu dieser Reise geben; welches er auch sogleich bewilligte. Da ich nun nichts zurück lassen wollte, was mich wieder an den Hof rufen könnte, denn mir konnte an demselben, wenn mein Bruder nicht da war, nichts gefallen, und diesen sah ich alle Anstalten treffen, um nach Flandern zu gehen, bat ich die Königin Mutter, sich dessen zu erinnern, was sie mir bei dem Frieden mit meinem Bruder versprochen: daß sie mir nämlich, wenn ich nach der Gascogne gehen würde, eine Verschreibung über die Ländereien meiner Mitgabe ausfertigen wollte. Sie erinnerte sich dessen, der König fand es billig und versprach mir, sie solle ausgefertigt werden. Ich bat ihn, daß es bald geschehen möchte, weil ich, wenn es ihm gefiele, mit Anfang des künftigen Monats abzureisen gedächte. Es ward beschlossen, aber auf die gewöhnliche Weise des Hofs; das heißt: anstatt mich schnell abzufertigen, wie ich alle Tage darum bat und flehte, ließen sie fünf bis sechs Monate hinziehen. Meinem Bruder, der seine Reise nach Flandern gern befördern wollte, geschah dasselbe. Er stellte

dem Könige vor, wie es zum Ruhm und zur Vergrößerung Frankreichs geschähe, wie es ein vortreffliches Mittel sei, den innern Krieg zu verhindern, wenn man allen unruhigen und Neuerungen liebenden Köpfen einen Weg nach Flandern öffne, wo sie ihren Rausch verdampfen und des Kriegs überdrüssig werden könnten; so auch, daß diese Unternehmung, ebenso wie Piemont, eine Schule in den Waffen für den französischen Adel werden und wieder Montlucs und Brissons, Termes und Bellegardes erwecken könnte, die dann, so wie diese großen Feldherrn, die sich in dem Piemontesischen Kriege gebildet, einst dem Könige und dem Vaterlande glorreich dienen würden. Alle diese Vorstellungen waren schön und wahr, aber sie hatten nicht genug Gewicht, um den Neid aufzuwiegen, der sich der Vergrößerung meines Bruders entgegensetzte. Täglich schuf man neue Verhinderungen sein Unternehmen rückgängig zu machen, während er und Bussy und seine andren Diener tausend Mißhandlungen erfahren mußten. Bussy ward verschiedene Mal angegriffen, bald von Quelus, bald von Grammont, in der Nacht wie am Tage und zu jeder Stunde,

weil man immer hoffte, mein Bruder würde sich einmal dabei hervormachen. Dies geschah zwar ohne des Königs Vorwissen, aber Maugiron, der ihn damals ganz besaß, trug meinem Bruder, weil er seinen Dienst verlassen, und sich einbildete, er würde sich deshalb rächen, (so wie gewöhnlich, wer beleidigt, nie verzeiht) einen solchen Haß nach, daß er ihn auf jede Weise zu verderben trachtete; er trotzte ihm und begegnete ihm ohne allen Respekt; jung, unverständig und aufgeblasen von der Gunst des Königs, hielt er sich jede Unverschämtheit für erlaubt. Er hatte sich mit Quelus, St. Luc, St. Maigrie, Grammont, Mauleon, Livarrot und einigen andern jungen Leuten, die der König begünstigte, verbunden, und der ganze Hof folgte ihnen, wie es gewöhnlich von den Hofschranzen geschieht, die bloß der Gunst nachgehen. Sie taten also alles, was ihnen in den Kopf kam, es mochte auch sein was es wollte, so daß kein Tag verging, wo es nicht Streit mit Bussy gab, dessen Mut aber niemanden wich. Mein Bruder, der wohl einsah, daß alles dies seine Reise nach Flandern nicht beförderte, und er den König lieber besänftigen als aufbringen wollte,

damit er seiner Unternehmung günstig bleiben möchte; da er überdies auch meinte, Bussy besser außerhalb zur Übung seiner Truppen brauchen zu können, schickte er ihn fort, die nötigen Befehle zu geben. Dennoch hörte die Verfolgung meines Bruders nicht auf, obgleich Bussy fort war; man sah nun wohl ein, daß, obgleich seine großen Eigenschaften den jungen Günstlingen des Königs vielen Neid einflößten, dennoch die Hauptursache des Hasses gegen ihn war, daß er meinem Bruder so treu diente, denn seit er fort war, trotzten sie und höhnten meinen Bruder so sichtbar und mit einer solchen Verachtung, daß es niemand übersehen konnte. Obgleich nun mein Bruder sehr vorsichtig und geduldig von Natur war und auch entschlossen alles zu dulden, um nur seine flandrische Unternehmung zustande zu bringen, weil er dadurch hoffte, allem dem auf einmal zu entgehen und dergleichen nie wieder unterworfen zu sein, so waren ihm diese Verfolgungen und Mißhandlungen dennoch äußerst verdrießlich, und er schämte sich ihrer, da er sehen mußte, daß man aus Haß gegen ihn allen seinen Dienern zu schaden suchte; denn man hatte in dieser Zeit

Herrn von la Chastre einen wichtigen Prozeß gegen Frau von Sennetaire verlieren lassen, weil er kürzlich in Diensten meines Bruders getreten war. Der König hatte sich von Maugiron und St. Luc, die Freunde der Frau von Sennetaire waren, so einnehmen lassen, daß er selber den Prozeß für sie gegen la Chastre führte; der, wie man leicht denken kann, sehr beleidigt darüber war und meinem Bruder seinen gerechten Schmerz teilen ließ.

Während denselben Tagen war die Hochzeit von St. Luc. Mein Bruder wollte nicht dabei sein und ersuchte mich, es auch nicht zu tun. Die Königin Mutter, der die ungebändigte Ausgelassenheit dieser jungen Leute auch sehr verdrießlich war, und die befürchtete, daß man den ganzen Tag in Lärmen und Ausschweifungen zubringen würde, und daß man für meinen Bruder, weil er nicht von der Partie sein wollte, irgend eine andre anstellen möchte, die ihm verderblich werden könnte; erhielt Erlaubnis vom Könige diesen Hochzeittag in St. Maur zu Mittag zu speisen, nebst mir und meinem Bruder. Wir kamen den Abend von St. Maur zurück, wo die Königin Mutter meinem Bruder

so viel predigte, bis er endlich einwilligte, bei dem Ball zu erscheinen, um dem Könige gefällig zu sein. Statt dieses hätte Gutes wirken sollen, ward es nur noch schlimmer dadurch. Maugiron und andre von seiner Clique verspotteten ihn dergestalt und führten solche Stachelreden gegen ihn, daß wohl ein Geringerer als er darüber in Zorn geraten wäre. Unter andern: er habe sich vergeblich bemüht, sich umzukleiden, kein Mensch habe den Nachmittag etwas an ihm auszusetzen gefunden; er wäre bei Nacht gekommen, weil er im Finstern am besten aussähe, und mehr dergleichen, mit denen sie seine Häßlichkeit und seinen kleinen Wuchs verspotteten. Man richtete nämlich alle diese Reden ganz laut an die Braut, die neben ihm saß, so daß er jedes Wort hören mußte. Mein Bruder, der es nicht vergaß, daß man ihn nur dahin bringen wollte, zu antworten, um ihn dann mit dem Könige zu entzweien, stand auf und ging fort, ohne ein Wort zu sagen, aber ganz außer sich vor Zorn und Verdruß. Er überlegte mit Herrn von la Chastre, was er tun solle, und beschloß auf die Jagd zu gehen auf einige Tage, um durch seine Abwesenheit den

Haß der jungen Leute abkühlen zu lassen, damit er nur vom Könige erlange was er brauchte zu seinem Zuge nach Flandern. Er eilte zur Königin Mutter, die eben im Auskleiden begriffen war, erzählte ihr was auf dem Balle vorgegangen, worüber sie sich sehr ärgerte, und teilte ihr seinen Entschluß mit, sich auf einige Tage zu entfernen. Die Königin billigt dies, verspricht, ihm die Erlaubnis des Königs zu schaffen und in seiner Abwesenheit sein Geschäft zu betreiben, was die flandrische Angelegenheit betraf. Herr von Villequier war zugegen, diesem befiehlt sie zum Könige zu gehen und ihm den Wunsch meines Bruders vorzutragen, daß er ihm nämlich erlauben möchte, einige Tage auf die Jagd zu gehen, um die Streitigkeiten zwischen ihm und den jungen Leuten zu stillen. Mein Bruder geht nach seinem Zimmer zurück, hält seinen Urlaub schon so gut als ausgefertigt und brachte mit seinen Leuten alles in Ordnung, um den Morgen nach St. Germain auf die Hirschjagd zu gehen; befiehlt seinem Oberjägermeister die Hunde in Bereitschaft zu halten und legt sich mit dem Vorsatze nieder, den andern Morgen recht früh aufzustehen und

sich durch das Vergnügen der Jagd von allen diesen Verdrießlichkeiten des Hofes etwas zu erholen. Unterdessen war Herr von Villequier auf Befehl der Königin Mutter zum Könige gegangen, um Urlaub für ihn zu fordern, welchen der König auch sogleich bewilligte. Da aber Herr von Villequier sich entfernte, und er allein blieb mit seinen Räten Rehabeams, mit seinen jungen Günstlingen, machten sie ihm diese Entfernung verdächtig und jagten ihm eine solche Furcht ein, daß er durch ihre Schuld eine der größten Torheiten beging, die zu unsrer Zeit geschehen; nämlich die, meinen Bruder und seine vornehmste Dienerschaft gefangen zu nehmen. Unvernünftig ward es beschlossen, aber weit unvernünftiger noch ausgeführt; denn der König ging noch in der Nacht, in größter Eil, zur Königin Mutter, ganz bewegt, als ob ein allgemeiner Aufruhr, oder der Feind vor dem Tore wäre, und rief: „Wie, gnädige Frau, woran denkt Ihr, daß Ihr begehrt, ich solle meinen Bruder gehen lassen? Seht Ihr denn die Gefahr, die der Staat dabei läuft, nicht ein? Unter dieser Jagdpartie steckt ganz gewiß irgend ein gefährliches Unternehmen. Er und alle

seine Leute sollen festgenommen werden, und ich will alle seine Schränke durchsuchen lassen; sicher entdecken wir große Dinge, ich bin ganz gewiß." Herr von Lesse, Hauptmann von der Garde und einige schottische Schützen waren mit ihm ... Die Königin Mutter, fürchtend er könne in dieser Übereilung dem Leben meines Bruders gefährlich werden, bat ihn, mitgehen zu dürfen; und so entkleidet als sie war und sich einen Schlafrock, so gut es anging, überwerfend, ging sie mit ihm hinauf in meines Bruders Zimmer. Der König pochte stark an die Türe und rief, man solle aufmachen, er sei es! Mein Bruder erwachte und da er nichts befürchtete, befahl er seinem Kammerdiener Cange, die Türe zu öffnen. Der König kam wütend herein und rief scheltend: „Nie hörst du auf, etwas gegen den Staat zu unternehmen, aber ich werde es dir weisen, daß dies eben so viel heißt, als seinen König angreifen!" Darauf befahl er den Schützen die Schränke hinaus zu tragen und die Kammerdiener aus dem Zimmer zu führen. Er selbst durchsuchte das Bett, um nachzusehen, ob keine Papiere darin verborgen wären. Mein Bruder, der denselben Abend einen

Brief von der Frau von Seuve erhalten hatte, hielt ihn fest in der Hand, um ihn nicht sehen zu lassen. Der König wollte ihn mit Gewalt entreißen, er wehrte sich aber und bat mit aufgehobenen Händen, diesen Brief nicht sehen zu wollen; desto größer ward nur die Begierde des Königs, ihn zu sehen; er glaubte, dies Papier würde hinreichen, meinem Bruder den Prozeß zu machen; er mußte ihn herausgeben. Der König öffnet ihn in Gegenwart der Königin Mutter und – sie gerieten eben so in Verwirrung als Cato, da er den Cäsar gezwungen, das Papier vorzuzeigen, das ihm überbracht worden war, und er behauptete, es müsse etwas der Republik Wichtiges betreffen, und es dann ein Liebesbrief von der Schwester dieses Cato an diesen Cäsar war!

Die Scham, sich so betrogen zu haben, verstärkte nur noch den Zorn des Königs; ohne meinen Bruder nur anhören zu wollen, der zu wissen verlangte, wessen man ihn beschuldige und warum man ihn so behandle, übergab er ihn der Aufsicht des Herrn von Lesse und der Schotten, mit dem Befehl niemanden zu ihm zu lassen. Dies geschah ungefähr um ein Uhr in der

Nacht. Mein Bruder war mehr um meinetwillen besorgt, als um sich selber, denn er glaubte, man hätte es mir eben so gemacht, und ein so heftiger und ungerechter Anfang könne nicht anders als ein sehr schreckliches Ende beabsichtigen. Da er nun sah, daß Herrn von Lesse bei diesem Unfuge die Tränen in den Augen standen, und er doch nicht offen mit ihm reden konnte, wegen der schottischen Schützen, fragte er ihn bloß, wie es denn mit mir stände? Herr von Lesse antwortete, ich wisse noch von nichts. Darauf erwiderte mein Bruder: „Meine Schwester frei zu wissen, vermindert meinen Schmerz sehr. Dennoch bin ich gewiß, sie wird lieber die Gefangenschaft mit mir teilen, als ohne mich frei sein wollen." Darauf bat er ihn, zur Königin Mutter zu gehen und sie zu bitten, sie möchte von dem Könige erlangen, daß ich mit ihm verhaftet würde; es ward ihm verstattet. Diesen festen Glauben an meine Freundschaft habe ich immer unter allen den großen Verbindlichkeiten, die ich gegen ihn hatte, oben angesetzt, er war mir immer der größte Beweis seiner Liebe. Sobald er die Erlaubnis hatte – es war mit Anbruch des Tages – bat er Herrn von

Lesse, einen der schottischen Schützen zu mir zu schicken, der mir die traurige Botschaft bringe und mich ersuche zu ihm zu kommen. Der Schütze trat in mein Zimmer, ich schlief ruhig und wußte von nichts; er zog meinen Bettvorhang auf und rief in der schottischen Mundart: „Guten Morgen, gnädige Frau, Euer Herr Bruder läßt Euch ersuchen, zu ihm zu kommen!" Ich war noch halb im Schlafe und glaubte zu träumen; da ich ihn erkannte, fragte ich ihn, ob er nicht ein Schottländer sei von der Garde? Er sagte ja. „Was ist denn das," fragte ich weiter, „hat mein Bruder keinen andern Boten zu mir zu senden als Euch?" „Nein!" erwiderte er, „man hat ihm seine Leute genommen," und darauf erzählte er mir, was in dieser Nacht sich zugetragen, und daß mein Bruder Erlaubnis erlangt habe, daß ich mit ihm verhaftet würde. Da der abgesandte Schütze meine Betrübnis sah, nahte er sich mir und sagte leise: „Grämt Euch nicht, ich weiß Mittel Euren Herrn Bruder zu retten, und ich werde sie auch anwenden, daran zweifelt nicht, aber ich muß dann freilich mit ihm davon gehen!" Ich sagte ihm jede Belohnung zu, die er

nur verlangen konnte, kleidete mich vollends an und ging mit ihm ganz allein nach meines Bruders Zimmer. Ich mußte durch den Hof gehen, der voller Leute war, die sonst immer rannten, mich nur zu sehen und zu verehren; nun aber Fortuna mir den Rücken wandte, taten sie auch, als sähen sie mich nicht.

Meinen Bruder fand ich unverändert, mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit und Gemütsruhe. Er umarmte mich, mehr heiter als niedergeschlagen: „Ich bitte dich, meine Königin," sagte er, „weine nicht; deine Betrübnis ist das einzige, was mich betrübt, denn meine unschuldigen geraden Absichten lassen mich die Anklagen meiner Feinde nicht befürchten. Wollen die Grausamen mir so ungerecht an mein Leben, so werden sie sich mehr schaden als mir, denn ich habe Mut und Entschlossenheit genug, den Tod zu verachten; den Tod fürchte ich wahrlich am allerwenigsten, denn mein Leben war bis jetzt nur ein Gewebe von Schmerz und Leiden; die Freuden dieser Welt habe ich nie gekannt, es kann mir auch nicht schwer werden, sie zu verlassen. Ich befürchte aber, da sie mir ohne eine offenbare Ungerechtigkeit den Tod

nicht geben können, so werden sie mich im Gefängnis schmachten lassen; doch auch hier kann ich ihre Tyrannei verachten, wenn du mich durch deine Gegenwart unterstützen willst.“ Meine Tränen flossen nur noch stärker bei diesen seinen Reden; laut sagte ich ihm: „Mein Leben und mein Schicksal sind ewig an das deinige gebunden, Gott allein vermag es zu verhindern, daß ich dir nicht in jeder Lage deines Lebens beistehe. Sollte man dich etwa fortführen und mir nicht erlauben dir zu folgen, so nehme ich mir in deiner Gegenwart das Leben.“ Einige Stunden vergingen mit solchen Gesprächen, wir suchten die Ursache zu ergründen, die den König so sehr gegen ihn aufgebracht haben konnte, aber wir fanden durchaus keine in uns. Unterdessen war es um die Zeit geworden, daß die Schloßtore geöffnet wurden; ein unvorsichtiger junger Mensch, der Bussy gehörte, wollte hinein gehen, die Wache erkennt ihn, hält ihn an, und fragt ihn, wo er hin wolle? Er erschrickt und sagt, er wolle zu seinem Herrn. Diese Antwort ward dem Könige hinterbracht, und man argwohnt nun, daß Bussy im Louvre sei. Mein Bruder hatte ihn den

Nachmittag von St. Maur mit hinein gebracht, um mit ihm über die flandrischen Angelegenheiten zu sprechen, denn er dachte da noch nicht den Hof so schnell zu verlassen, als er nachher auf dem Ball sich entschloß zu tun. Archant, Hauptmann von der Garde, bekam Befehl vom Könige, Bussy zu suchen und sowohl ihn, als auch Simier zu verhaften, wann er sie fände. Archant tat es ungern, denn er war ein vertrauter Freund von Bussy und nannte ihn Sohn, jener nannte ihn Vater. Er ging hinauf nach Simiers Zimmer und nahm ihn in Verhaft; da er wohl vermutete, daß Bussy irgendwo da verborgen sein müsse, suchte er nur sehr überhin und war froh, als er ihn nicht fand. Bussy war im Bette versteckt und sah, daß er allein im Zimmer bleiben würde, wenn Archant den Simier fortführte; er fürchtete, man würde einem andern den Auftrag geben, ihn zu suchen, bei dem er nicht so gut aufgehoben wäre; es war ihm lieber, unter der Aufsicht von Archant zu bleiben, den er als einen braven Mann und als seinen Freund kannte; wie er nun immer von lustigem, aufgewecktem Gemüt war, dem weder Gefahr noch

Überraschung jemals Furcht einflößen konnten, steckte er den Kopf zwischen den Bettvorhängen hervor, als Archant mit Simier eben vor dem Bette vorbei gehen und hinausgehen wollte: „Nun Vater," rief er hervor, „geht Ihr fort ohne mich? Glaubt Ihr, daß ich nicht so gut bin, wie der Schlingel Simier?" – „Ach mein Sohn," sagte Archant, „wollte Gott, du wärst nicht hier, meinen Arm wollte ich drum geben!" – „Vater," sagte Bussy, „es ist ein Zeichen, daß es gut mit meiner Sache steht." Damit stand er auf und ging mit ihnen, Simier verspottend, der vor Furcht zitterte. Archant gab ihnen Wache in ein Zimmer; Herrn von la Chastre führte er hernach nach der Bastille. Herr von Lesse, der die Wache bei meinem Bruder hatte, war ein guter alter Mann; war Hofmeister des Königs, meines Gemahls, gewesen und liebte mich, wie seine eigene Tochter. Da er nun die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens einsah und die schlechten Ratgeber des Königs verdammte, entschloß er sich, meinen Bruder zu befreien. Um mich von seinem Vorhaben zu unterrichten, ließ er die schottischen Schützen hinaus gehen, auf der Treppe vor meines

Bruders Zimmer; zwei ausgenommen, auf welche er sich verlassen konnte, dann zog er mich bei Seite und sagte: „Kein rechtschaffner Franzose, dem nicht das Herz blutet, wenn er sieht, was wir sehen müssen. Ich war ein Diener des Königs, Eures Herrn Vaters, und opfere mein Leben für seine Kinder. Hoffentlich behalte ich die Wache bei Eurem Herrn Bruder, man mag ihn hinbringen, wo man wolle; gebt ihm die Versicherung, daß ich ihn rette, und sollte es auch mein Leben kosten; verlaßt Euch darauf; aber sprechen wollen wir nicht mehr darüber, man könnte Argwohn fassen." Die Versicherung tröstete mich, und ich ward etwas heitrer. Drauf sagte ich meinem Bruder, daß wir unmöglich länger so ohne Untersuchung bleiben könnten; wir müßten doch wissen, wessen man uns beschuldige! Nur Bösewichter könne man so behandeln. Ich bat Herrn von Lesse, dem Könige zu sagen, weil er nicht zugeben wollte, daß die Königin Mutter herauf käme, daß es ihm gefallen möge, uns durch einen der Seinigen wissen zu lassen, warum wir in Verhaft wären. Herr von Combaut, der Anführer des geheimen Rats der Jungen, ward uns

herauf geschickt; dieser sprach mit seiner gewöhnlichen Gravität, er sei abgesandt, sich zu erkundigen, was wir von dem Könige zu wissen verlangten. Wir wünschen jemand vom Könige zu sprechen, antworteten wir ihm, um die Ursache unseres Verhafts zu erfahren, da wir sie uns gar nicht denken können. Darauf erwiderte er ganz gravitätisch: „Die Götter und die Könige muß man nie um ihre Ursachen fragen; was sie tun, ist gut und gerecht!“ Man kann doch, antworteten wir ihm, gegen uns nicht wie in der Inquisition verfahren, wo die Angeklagten erraten müssen, was ihr Verbrechen sei. – Wir konnten aber nichts von ihm herauskriegen, als, er würde sich für uns verwenden und uns so viel als möglich zu Diensten sein! Mein Bruder fing an zu lachen, ich aber war in Traurigkeit versunken, meinen Bruder, den ich mehr als mich selber liebte, in Gefahr zu sehen; und ich hielt mich nur mit Mühe zurück, ihm nicht alles zu sagen, was er verdiente. Während er dem Könige seinen Rapport brachte, ließ die Königin Mutter alle alten Räte, den Herrn Kanzler, die Prinzen, Herrn und Marschälle von Frankreich in ihr Zimmer

zusammen rufen; sie war, wie leicht zu ermessen, in äußerster Betrübnis, da sie als eine sehr einsichtsvolle Frau wohl voraussehen konnte, daß diese heftigen Maßregeln ohne Urteil noch Recht dem ganzen Reiche Unglück bringen könnten, wenn mein Bruder nicht von Natur viel zu sanftmütig gewesen wäre. Die Herrn Räte waren alle erstaunt und erschrocken über das, was vorgegangen, und alle waren einstimmig der Meinung, die Königin Mutter müsse sich dem widersetzen und dem Könige das Unrecht, das er an sich selber täte, vorstellen. Was geschehen, sei nicht ungeschehen zu machen, man müsse es aber wieder auf das beste gut zu machen suchen.

Die Königin Mutter ging sogleich, begleitet von allen Räten zum Könige und zeigten ihm die Wichtigkeit der Sache. Dem Könige gingen die Augen auf über den verderblichen Rat jener jungen Leute; er nahm den Rat der alten wieder an und bat die Königin Mutter, doch alles wieder ins gehörige Gleis zu bringen, daß mein Bruder das Geschehene vergesse und es den jungen Leuten nicht weiter nachtrage; auch sollten Bussy und Quelus sich wieder versöhnen.

Die Wache wurde meinem Bruder sogleich abgenommen, und die Königin Mutter kam zu ihm auf sein Zimmer. „Dankt Gott," sagte sie zu ihm, „daß er Euch aus dieser großen Gefahr errettet, ich habe jetzt den Moment erlebt, in welchem ich an Eurem Leben verzweifelte. Da Ihr aber nun seht, daß der König nicht allein sich über wahrhafte Dinge, sondern auch über Einbildungen erzürnt; und wenn er einmal seinen Sinn auf etwas gesetzt, er weder meinen noch sonst irgend jemandes Rat annimmt, sondern tut, was ihm einfällt, so entschließe dich, in allen Dingen, nach seinem Willen zu bequemen, und zum Könige zu gehen, ohne beleidigt zu scheinen oder dich der Beleidigung zu erinnern." Wir antworteten ihr, wir hätten allerdings große Ursache Gott zu danken, daß er uns gegen diese ungerechte Willkür beschützt habe. Nächst Gott verdankten wir diese Rettung ihr am meisten; der Rang meines Bruders aber erlaube nicht, daß man ihn so ohne Ursache verhafte und ohne Rechtfertigung oder Genugtuung wieder befreie. Darauf die Königin erwiderte: „Es ist nun einmal geschehen, und geschehene Dinge kann Gott selber nicht

ungeschehen machen; die Unordnung bei der Gefangennehmung soll aber, durch das Ehrenvolle der Befreiung, wieder gut gemacht werden; du wirst jede Genugtuung erhalten, die du selber verlangst. Du mußt nur den König in allen Stücken befriedigen und mit Ehrerbietung und Zuneigung mit ihm sprechen. Außerdem mußt du aber noch suchen, Bussy und Quelus zu versöhnen, damit kein Streit zwischen ihnen bleibe; denn der vorzüglichste Beweggrund von allem dem Übel ist, daß der alte Bussy, der würdige Vater des würdigen Sohns, das Gutachten des Königs verlangt hat, seinem Sohn sekundieren zu dürfen, so wie auch der alte Quelus dem seinigen; sie viere wollten den Streit unter sich ausfechten, ohne den Hof weiter damit zu beunruhigen oder vielen andern Leuten Mühe zu machen."

Mein Bruder meinte hierauf, Bussy würde, um nur aus dem Verhafte zu kommen, alles tun, was man von ihm verlangen werde, besonders wenn er sähe, daß keine Hoffnung, sich zu schlagen, vorhanden sei. Drauf ging die Königin Mutter hinunter und brachte es beim Könige dahin, daß die Befreiung ehrenvoll geschähe.

Zu dem Ende begab er sich nach dem Zimmer der Königin Mutter, nebst seinem ganzen Staatsrat, und allen Prinzen und Herrn; ich und mein Bruder wurden durch Herrn von Villequier herunter gerufen. Da wir durch die Säle und Vorsäle gingen, fanden wir viele Leute versammelt, die uns mit Tränen in den Augen ansahen und Gott dankten für unsre Befreiung. Als wir zu Sr. Majestät in die Versammlung traten, sagte der König zu meinem Bruder: Er ersuche ihn, nichts übel zu nehmen von dem, was geschehen und sich nicht beleidigt zu glauben; sein Eifer für die Ruhe des Staats habe ihn dazu verleitet, er solle überzeugt sein, daß er ihn nicht habe kränken wollen. Darauf sagte mein Bruder, es wäre seine Schuldigkeit, alles gut zu finden, was Sr. Majestät gefiele; nur flehe er Sr. Majestät an, zu bedenken, daß seine Treue und Ergebenheit keine solche Begegnung verdiene; er schreibe dieses aber seinem unglücklichen Schicksal zu und wäre zufrieden, wenn nur Sr. Majestät seine Unschuld einsehen wollten. Hierauf sagte der König, es bliebe ihm kein Zweifel mehr, und er ersuche ihn, mehr als jemals von seiner Freundschaft überzeugt zu

sein. Nun führte die Königin Mutter sie beide zusammen, und sie umarmten sich.
Der König befahl hierauf, daß man Bussy herein führe, um ihn mit Quelus auszusöhnen, und daß man Simier und la Chastre in Freiheit setze. Bussy trat mit der ihm allein eignen schönen Manier herein. „Ich verlange," sagte der König, „daß Ihr Euch sogleich mit Quelus aussöhnet und daß von diesem Streite nicht wieder die Rede sei," und befahl ihm, Quelus zu umarmen. „Sire, wenn Ihr es befehlt, ich bin ganz bereit, ihn zu küssen," und mit diesen Worten umarmte er ihn mit einem komischen Gestus à la Pantolone, worüber die ganze Versammlung, obgleich sie noch von der vorhergehenden Szene bewegt und erschreckt war, sich des Lachens nicht erwehren konnte. Viele der Gescheitesten sahen ein, daß mein Bruder mit einer so leichten Genugtuung nicht zufrieden sein könne. –
Der König und die Königin nahten sich mir und sagten, ich müsse das meinige dazu tun, daß mein Bruder sich nichts mehr erinnere, was ihm Gelegenheit geben könne, sich von dem Gehorsam des Königs zu entfernen. Mein

Bruder, antwortete ich, ist so vernünftig und seiner Pflicht so ganz ergeben, daß er weder von mir, noch von irgend jemand anders dazu angefeuert zu werden braucht; er würde auch von mir nie einen andern Rat erhalten, als der seiner Pflicht und ihrem Willen gemäß sei.
Es war drei Uhr nachmittags; kein Mensch hatte daran gedacht zu Mittag zu essen. Die Königin Mutter wünschte, wir möchten alle an einer Tafel speisen; dann befahl sie mir und meinem Bruder den Anzug zu wechseln (denn der unsrige war der traurigen Lage angemessen) und uns zum Souper und Ball beim Könige anzuschicken. Es ward ihr gehorcht, soweit es sich tun ließ, nämlich in Kleidern und Schmuck; dem Gesicht aber, diesem Spiegel der Seele, konnten wir den gerechten Unwillen und das Mißvergnügen über diese Tragikomödie nicht nehmen. Ritter von Sevre, den die Königin Mutter meinem Bruder gegeben hatte, um bei ihm in der Kammer zu schlafen, besaß ein dreistes freies Wesen und eine gute Art, alles, was er sagen wollte, zu sagen; er glich darin den cynischen Philosophen. Die Königin Mutter, die sich gern mit ihm unterhielt, fragte ihn bei dieser Gele-

genheit, was er davon hielte? „Es ist“, sagte er, „zum Ernst zu wenig und zum Scherz zu viel!“ Dann sagte er mir leise, daß sie es nicht hören konnte: „Ich glaube nimmermehr, daß dies schon der letzte Akt des Spiels war; dieser Mensch (mein Bruder nämlich) würde mich sehr betrügen, wenn er hier stehen bliebe.“

Da nun das Übel zwar von außen, aber noch innerlich gar nicht gehoben war, und die jungen Leute, des Königs Günstlinge, den Sinn meines Bruders nach dem ihrigen beurteilten, weil sie nicht wissen konnten, was Pflicht und Liebe zum Vaterlande über einen Fürsten, wie er, vermögen, überredeten sie den König (um seinen Vorteil immer mit dem ihrigen zu vermengen), mein Bruder würde diese Beschimpfung nie vergessen können und würde sicher suchen sich zu rächen. Der König, ohne sich im geringsten zu erinnern, in welchen Irrtum diese Menschen ihn verleitet hatten, ließ sich den Augenblick wieder hinreißen und gab den Hauptleuten von der Garde Befehl, genau Acht auf die Tore des Schlosses zu geben, damit mein Bruder nicht hinausginge, und daß seine Leute

jeden Abend aus dem Louvre sich entfernen und niemand bei ihm bleiben solle, als die zu seiner Garderobe gehörten und in seinem Zimmer schliefen. Da mein Bruder sich nun so behandelt und der Willkür dieser Brauseköpfe sich so ganz hingegeben sah, befürchtete er noch Ärgeres; seine Gefahr und der Verdruß waren ihm noch frisch im Gedächtnis, er beschloß also, den Hof zu verlassen und seinen Zug nach Flandern bei sich in seiner Provinz zu ordnen und zu betreiben. Er teilte mir seinen Entschluß mit, und ich billigte ihn, denn es war zu seiner Sicherheit notwendig, und weder der König noch der Staat verloren etwas dabei. Da er nun nicht aus dem Louvre konnte, denn die Tore wurden so genau bewacht, daß man sogar jedem Ein- und Ausgehenden scharf ins Gesicht sah, so blieb kein andres Mittel, als sich aus meinem Fenster hinunter zu lassen, welches aus dem zweiten Stock in den Graben ging. Er bat mich, den nötigen Strick zu verschaffen, ich schickte also noch denselben Tag einen Burschen, auf den ich mich verlassen konnte, mit einem zerrissenen Bettsack hinaus, unter dem Vorwand, ihn zurecht machen zu lassen. Nach einigen

Stunden brachte er ihn wieder, der Strick lag darinnen.

Diesen Abend speiste die Königin Mutter allein mit mir in dem kleinen Saal, der König speiste nicht zu Nacht, weil es ein Fasttag war. Mein Bruder, obgleich sonst ein Muster der Geduld und Mäßigkeit, war den Abend in der größten Ungeduld; er kam, als ich von der Tafel aufstand, zu mir und bat mich leise, zu eilen, daß ich auf mein Zimmer käme, er wolle mir gleich dahin folgen. Herr von Matignon, damals noch nicht Marschall, ein feiner gefährlicher Normanne, der meinen Bruder nicht liebte, war vielleicht von irgend einem Plauderer benachrichtigt worden, vielleicht hatte er auch etwas gemutmaßt an der Art wie mein Bruder zu mir sprach, dieser sagte zur Königin Mutter, als sie nach ihrem Zimmer ging, so daß ich fast alles hören konnte, denn ich stand neben ihr und gab auf alles, was vorging, genau Acht, so wie man in einer solchen Lage und auf dem Punkt frei zu werden, bewegt von Furcht und Hoffnung, immer tut. Er wüßte, sagte er, ganz gewiß, daß mein Bruder entfliehe, er stände dafür, daß er den andern Tag nicht zu finden sein

würde; sie möchte also dafür sorgen. Ich sah ihre Bestürzung bei dieser Nachricht und fürchtete nun noch mehr entdeckt zu werden. Als wir in ihr Kabinett kamen, zog sie mich bei Seite und sagte: „Weißt du, was Matignon mir gesagt hat?“ „Ich verstand ihn nicht, gnädige Frau,“ antwortete ich, „aber ich sah wohl, daß es etwas war, das Euch verdrießlich war.“ „Ja so ist es,“ sagte sie sehr laut, „denn du weißt, ich habe beim Könige dafür gut gesagt, dein Bruder würde nicht entfliehen; und nun sagte Matignon, er wisse bestimmt, er würde morgen fort sein.“ Hier fand ich mich nun zwischen den beiden Fällen, entweder meinem Bruder die Treue zu brechen und sein Leben in Gefahr zu bringen oder eine Unwahrheit zu bekräftigen (welches ich nie getan hätte, um tausendmal dem Tod zu entgehen). Ich befand mich in so großer Verlegenheit, daß, ohne die Hilfe Gottes, ich mich schon allein durch mein Ansehen verraten haben würde, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Da aber Gott die gute Absicht unterstützte und durch seine göttliche Güte so auf mich wirkte, daß ich, um meinen Bruder zu retten, eine Miene anzunehmen

wußte und meine Worte so setzen konnte, daß die Königin nichts verstand, als was ich wollte, und so weder meinem Freunde noch meinem Gewissen durch einen falschen Eid zu nahe trat. Ich sagte ihr also, ob sie nicht wisse, daß Herr von Matignon ein boshafter Klatscher sei, der meinen Bruder hasse, und dem es leid sei, uns alle so einig zu sehen? Wenn mein Bruder fortginge, wollte ich mit meinem Leben für ihn haften; da er mir nie etwas verschwiegen, so würde er mir, wenn es seine Absicht wäre, auch wohl dieses entdeckt haben, und wenn dem so sei, so stände ich mit meinem Leben für ihn. Ich durfte das wohl sagen, denn war nur erst mein Bruder gerettet; so durfte man mir nichts zu Leide tun, und im schlimmsten Falle, wären wir auch entdeckt worden, so wollte ich lieber mein eignes Leben zum Pfande setzen als das meines Bruders in Gefahr bringen oder meine Seele durch einen falschen Eid belasten. Sie, die nicht tief auf den eigentlichen Sinn meiner Worte drang, sagte: „Bedenke was du sprichst; du sollst mir für ihn haften; du sollst mit deinem Leben für ihn haften.“ Ich antwortete lächelnd: „Das wäre alles was ich verlangte.“

Darauf wünschte ich ihr gute Nacht und ging auf mein Zimmer. Ich zog mich eilends aus und legte mich zu Bette, um meine Hofdamen los zu sein. Als ich mit meinen Kammerfrauen allein war, kam mein Bruder mit Simier und Cange; ich stand wieder auf, wir befestigten den Strick an einem Stock, und nachdem wir erst nachgesehen, ob auch niemand in dem Graben versteckt sei, ließen wir ohne andre Hilfe als der drei Kammerfrauen und des Burschen, der den Strick geschafft hatte, erst meinen Bruder hinab, welcher scherzte und lachte und nicht die geringste Furcht zeigte, obgleich es beträchtlich hoch war; dann Simier, der zitterte und sich vor Furcht kaum halten konnte, und zuletzt Cange, seinen Kammerdiener. Gott geleitete meinen Bruder glücklich nach der Abtei St. Genoveva, wo Bussy ihn erwartete; dieser hatte mit Bewilligung des Abts eine Öffnung in der Mauer gemacht, durch welche er aus der Stadt kam. Draußen fand er Pferde bereit, mit welchen er ohne Unfall nach Angers kam. Als wir zuletzt Cange hinunter ließen, erhob sich ein Mensch aus dem Graben und lief nach der Seite des Ballhauses auf dem Wege nach der

Schloßwache zu. Ich, die während dieser Begebenheiten nie etwas für mich, sondern nur immer für die Sicherheit meines Bruders gefürchtet hatte, ward halb ohnmächtig vor Schrecken; denn ich fürchtete, Herr von Matignon habe diesen Menschen dorthin gesteckt, um uns zu belauschen; da ich nun gewiß glaubte, mein Bruder würde gefangen werden, geriet ich so in Verzweiflung, wie der nur eine Vorstellung davon haben kann, der etwas Ähnliches erfahren. In diesem Zustande des Entsetzens nahmen meine Frauen, die mehr als ich auf meine wie auf ihre eigne Sicherheit bedacht waren, den Strick und warfen ihn ins Feuer, damit er nicht gefunden würde, wenn zum Unglück jener Mensch im Graben bestellt gewesen wäre, uns zu verraten. Der Strick war so lang und stark, und verursachte ein solches Feuer, daß die Flamme aus dem Schornstein hinaus schlug. Die wachthabenden Schützen wurden das Feuer gewahr, kamen herauf, pochten gewaltig an der Türe und verlangten, man solle sogleich aufmachen. Ob ich nun gleich in diesem Augenblick meinte, mein Bruder sei gefangen und wir wären beide verloren, so behielt

ich doch durch die Gnade Gottes und seiner großen Allmacht, auf die ich stets gehofft und die mich in allen Gefahren beschützte, eine solche Gegenwart des Geistes, daß ich, da der Strick nur erst zur Hälfte verbrannt war, zu meinen Frauen sagte, sie sollten ganz leise an die Türe gehen und ganz leise, als ob ich schliefe, fragen, was sie verlangten? Die Schützen antworteten ihnen, es brenne ein Schornstein aus einem Kamine, sie wollten das Feuer löschen. Darauf sagten meine Frauen, es hätte nichts zu bedeuten, sie würden es selber wohl löschen, sie sollten nur wieder gehen und mich nicht aufwecken. Da gingen sie fort. Um zwei Uhr des Morgens, nachdem dieser Lärm vorüber war, kam Herr von Lesse und forderte mich vor den König und die Königin Mutter, um Rechenschaft zu geben von der Flucht meines Bruders. Der Abt vom Kloster der heiligen Genoveva hatte mit Bewilligung meines Bruders, als er weit genug entfernt war, nicht eingeholt werden zu können, ihnen alles entdeckt, um nicht mit verwickelt zu werden. Er erzählte dem Könige, mein Bruder habe ihn in seinem Kloster überfallen und ihn so lange einge-

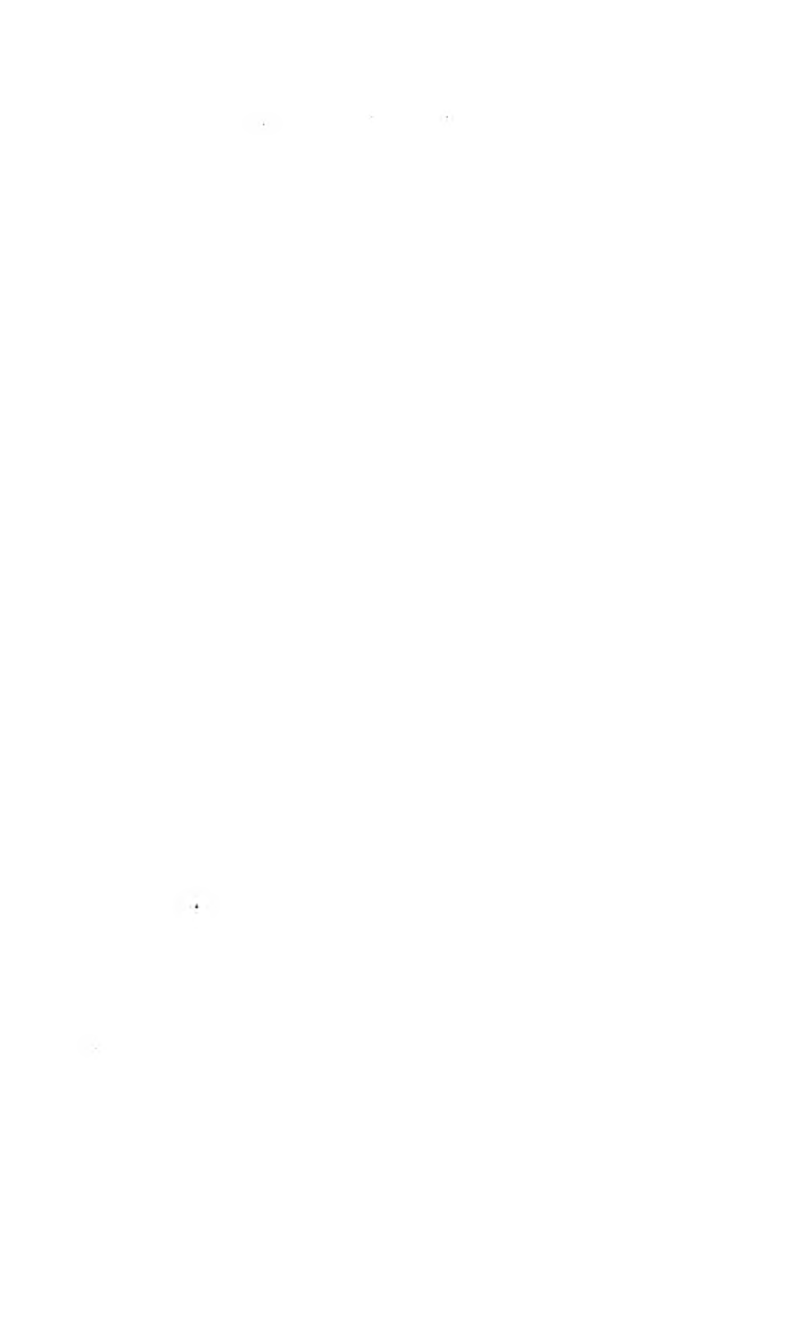
schlossen, bis die Öffnung gemacht gewesen, er habe also Sr. Majestät nicht eher die Nachricht bringen können.

Herr von Lesse fand mich zu Bette; ich stand sogleich auf und nahm meinen Schlafrock um. Eine von meinen Frauen, erschrocken und unvorsichtig, hielt mich bei dem Schlafrocke fest und rief weinend: „Ihr werdet niemals wieder kommen!" Herr von Lesse stieß sie zurück und sagte: „Hätte diese Frau das in Gegenwart eines andern getan, der Euch weniger treu und ergeben ist, als ich, so könnte es Euch in Not bringen; aber fürchtet nichts und danket Gott, denn Euer Herr Bruder ist in Sicherheit!" Diese Worte waren mir eine heilsame Stärkung, deren ich wohl bedurfte, um den Zorn, die Drohungen des Königs zu ertragen. Ich fand ihn am Bette der Königin Mutter und in erschrecklicher Wut, die er mich, denke ich, auch genug würde haben fühlen lassen, wenn er nicht von meines Bruders Abwesenheit sowohl als von der Gegenwart der Königin Mutter davon wäre abgehalten worden. Sie riefen mir beide entgegen, ich hätte gesagt, mein Bruder würde nicht entfliehen, und ich hätte mich für ihn

verbürgt! Ich sagte, das sei wahr, aber er habe mich ebenso wohl als sie betrogen; doch noch jetzt stände ich mit meinem Leben dafür, daß seine Entfernung dem Könige keinen Nachteil bringen würde, und daß er nur von seinem Hause aus die nötigen Vorkehrungen zu seiner Reise nach Flandern machen wollte. Der König ward einigermaßen davon besänftigt und ließ mich zurück auf mein Zimmer gehen. Er erhielt auch bald Nachrichten von meinem Bruder, welche ihm die Versicherungen, die ich gegeben, bestätigten. Die Anklagen hörten nun zwar auf, aber nicht die Unzufriedenheit; denn obgleich er sich stellte, als wollte er ihm zu seinem Zuge nach Flandern hilfreich sein, tat er im Gegenteil unter der Hand alles, um ihm Hindernisse in den Weg zu legen.



Drittes Buch



Ich bat nun den König stündlich um die Erlaubnis, zum Könige, meinem Gemahl, reisen zu dürfen. Er sah wohl ein, daß er mir diese nicht versagen durfte, doch wollte er mich nicht unzufrieden von sich lassen; außerdem wünschte er auch sehr, mich mit meinem Bruder zu entzweien; er machte sich mir also durch tausend Gefälligkeiten verbindlich und gab mir, dem Versprechen der Königin Mutter gemäß, die Verschreibung meiner Mitgift in Ländereien und außerdem noch das Ernennungsrecht der Ämter und Pfründen; dann auch die gewöhnliche Pension der Töchter vom Hause Frankreich und noch eine besondre Pension aus des Königs Schatulle. Jeden Morgen gab er sich die Mühe, mich zu besuchen und mir vorzustellen, wie sehr nützlich mir seine Freundschaft sein könnte. Die Liebe meines Bruders würde mich verderben, die seinige aber mich glücklich machen; und mehr dergleichen Sachen, die ungefähr dahin führten. Meine Treue gegen meinen Bruder war unerschütterlich, und ich antwortete dem Könige nie anders, als daß ich nur wünschte, meinen Bruder in seiner Gunst zu sehen; ich würde bei meinem Gemahl

immer seinen Befehlen gehorchen und immer mich bemühen, auch ihn im Gehorsam des Königs zu erhalten.

Die Königin Mutter wollte meinen Bruder noch einmal zu Alençon sehen, ehe er nach Flandern ginge. Ich bat den König um Urlaub, sie begleiten zu dürfen, um Abschied von ihm zu nehmen. Er erteilte ihn mir, obwohl ungern. Als wir von Alençon zurückkamen, hielt ich wieder um die Erlaubnis an, reisen zu dürfen. Die Königin Mutter mußte auch in Geschäften des Königs nach der Gascogne reisen, es ward also beschlossen, daß ich mit ihr reisen solle. Der König begleitete uns nach seinem Dolinville. Nachdem er uns einige Tage dort bewirtet hatte, nahmen wir von ihm Abschied, und in kurzer Zeit befanden wir uns in der Guyenne. Sobald wir in die Staaten des Königs, meines Gemahls, gekommen waren, wurden uns allenthalben feierliche Einzüge gehalten. Der König, mein Gemahl, kam der Königin Mutter bis La Reolle entgegen, er konnte nicht weiter kommen, weil man in den protestantischen Ländern noch voll Mißtrauen war. Er hatte ein schönes Gefolge von allen den Herrn und Edel-

leuten von der Religion der Gascogner und auch von einigen Katholiken.
Die Königin Mutter dachte nur sich eine kurze Zeit dort aufzuhalten, aber es fügte manches sich so, von seiten der Hugenotten sowohl, als von seiten der Katholischen, daß sie sich gezwungen sah, länger als achtzehn Monate dort zu bleiben. Sie ward verdrießlich darüber und war einigemal geneigt zu glauben, man hielte sie absichtlich so lange auf, um ihre Hoffräulein desto länger dort zu behalten, denn der König, mein Gemahl, hatte sich in Dayelle verliebt, und Herr von Turenne in la Vergne; dies aber verhinderte doch nicht, daß mir der König, mein Gemahl, mit aller Freundlichkeit und Achtung begegnete, die ich nur wünschen konnte. Er hatte mir gleich bei meiner Ankunft erzählt, welche Ränke man während seines Aufenthalts am Hofe angewendet, um uns zu entzweien; er sah auch den wahren Grund und die Absicht davon wohl ein, um nämlich meinen Bruder von ihm zu trennen; er bezeigte große Freude, wieder mit mir zusammen zu sein. Solange die Königin Mutter in der Guyenne war, befanden wir uns in einer recht angeneh-

men, glücklichen Lage; während dem nahm sie auf Bitte meines Gemahls dem Marquis von Villars die Stelle als Leutnant des Königs und gab sie dem Marschall von Biron. Darauf begab sie sich nach Languedoc; wir begleiteten sie bis Casteleaudarry; dort nahmen wir von ihr Abschied und gingen zurück nach Pau in Bearn. Ich hatte keinen katholischen Gottesdienst daselbst; man erlaubte mir bloß, in einer kleinen Kapelle, die nicht mehr als drei oder vier Schritte lang war, Messe lesen zu lassen; es war so eng darin, daß es von uns sieben oder acht ganz voll war. Während die Messe gelesen wurde, zog man die Zugbrücke des Schlosses auf, weil man befürchtete, die Katholiken, die im Lande waren und keinen Gottesdienst halten durften, würden sich hinzu drängen, sie zu hören, denn sie waren sehr begierig nach dem heiligen Amte, das sie schon seit so langer Zeit entbehren mußten. Von diesem heiligen Verlangen getrieben, fanden die Einwohner zu Pau, an einem Pfingsttage, Gelegenheit, eh man noch die Brücke aufzog, in das Schloß und in die Kapelle zu schleichen; sie wurden bis gegen das Ende der Messe nicht daselbst entdeckt; da aber einige von

meinen Leuten die Türe aufmachten, um hinaus zu gehen, wurden einige Hugenotten, die an der Türe spionierten, jene gewahr und klagten es an Pin, Sekretär meines Gemahls, der sehr für ihn eingenommen war. Da er viel Ansehen im Hause und alle Geschäfte zu führen hatte, welche die Hugenotten betrafen, ließ er die Katholiken mit einer Wache, von der Garde des Königs, meines Gemahls, abholen und sie in ein Gefängnis werfen, wo sie lange bleiben und noch eine starke Geldbuße zahlen mußten. Ich empfand diese üble Behandlung tief in der Seele, da ich gar nicht dergleichen erwarten durfte. Ich beklagte mich bei dem König, meinem Gemahl, und bat ihn, diese armen Katholiken frei zu geben, die keine so harte Bestrafung verdienten, weil sie, die so lange ihres Gottesdienstes beraubt waren, meine Gegenwart zu benutzen suchten, um an einem der großen Festtage Messe zu hören. Pin mischte sich unberufen hinein, und nahm das Wort, gegen die schuldige Ehrfurcht für seinen Herrn, und ohne diesem Raum zum antworten zu lassen. Ich möchte, sagte er, dem Könige, meinem Gemahl, mit dergleichen den Kopf nicht zerbrechen,

denn jene hätten diese Strafe verdient, ich möchte auch sagen, was ich wollte, und meinen Worten zu Gefallen geschähe ihnen weder mehr noch weniger; ich könnte zufrieden sein, daß mir erlaubt würde, für mich eine Messe lesen zu lassen und für jeden meiner Leute, die ich mit hinein nähme. Diese Worte beleidigten mich erstaunlich von einem Menschen seines Standes, und ich flehte den König, meinen Gemahl, an, daß er, wenn ich so glücklich wäre, einigen Teil an seiner Gunst zu besitzen, sie mir zu erkennen gebe, indem er die unwürdige Behandlung dieses geringen Menschen ahnde und mir Genugtuung verschaffe. Der König, da er sah, daß ich mich so ereiferte und mit Recht, ließ ihn hinausgehen aus meinen Augen, und sagte zu mir, er wäre sehr böse über die Unschicklichkeit des Pin; der Eifer für seine Religion habe ihn zu weit geführt, und ich sollte jede Genugtuung, die ich verlange, erhalten. Über die verhafteten Katholiken würde er mit seinen Räten überlegen, was man tun könnte, um mich zufrieden zu stellen. Nachdem er so zu mir geredet, ging er in sein Kabinett und sprach mit Pin, der ihn wieder ganz umkehrte,

so daß er aus Furcht, ich möchte dessen Abschied verlangen, mich vermied und mir sehr kalt begegnete. Da ich nun aber eigensinnig darauf bestand, daß er zwischen mir und Pin wählen müsse, sagten ihm alle Anwesenden, denen Pins Anmaßung verhaßt war, er möchte mich nicht wegen eines solchen Menschen, der mich beleidigte, mißvergnügt lassen; der König und die Königin Mutter würden es ihm sehr übel nehmen, wenn sie es erführen. Dadurch ward er gezwungen, ihm den Abschied zu geben; aber er hörte nicht auf, mir darüber übel zu wollen und böse auf mich zu sein, wozu ihn, wie er nachmals mir gestand, Herr von Pibrac verleitete, der doppelzüngig zu mir sagte, ich dürfe nicht zugeben, daß ein so geringer Mensch mir trotze, und ich müßte ihn auf jeden Fall fortschicken lassen; und zu meinem Gemahl: es ginge gar nicht an, daß ich ihn eines Mannes beraube, der ihm so notwendig sei. Aber Herr von Pibrac tat dies nur, um mich dahin zu bringen, daß ich wieder nach Frankreich zurückginge, wohin sein Stand als Präsident und Rat im königlichen Staatsrat ihn rief.

Was meine Lage noch verschlimmerte, war, daß der König, mein Gemahl, seitdem Dayelle fort war, sich um Rebours bewarb. Ein boshaftes Mädchen, die mir nicht wohl wollte und mir alles Böse tat, was sie vermochte. In diesen Widerwärtigkeiten, da ich zu Gott allein meine Zuflucht nahm, erbarmte er sich meiner Tränen und gab, daß wir von dem kleinen Pau weggingen, wo, zum guten Glück für mich, Rebours krank zurückblieb. Da der König, mein Gemahl, sie aus den Augen verlor, dachte er nicht mehr an sie und ließ sich mit Fosseuse ein, die damals schöner war und ganz gut, noch ganz ein Kind. Auf unserer Reise nach Montauban kamen wir durch eine kleine Stadt, Eause genannt; in der Nacht ward mein Gemahl daselbst krank, an einem anhaltenden Fieber mit starkem Kopfweh begleitet; diese Krankheit dauerte siebzehn Tage, während denen er weder Nacht noch Tag Ruhe hatte, man mußte ihn immer aus einem Bette in das andre schaffen. Ich wartete ihn selbst auf das sorgfältigste und entfernte mich während der ganzen Zeit, ohne mich umzukleiden, nicht einen Augenblick von ihm. Meine Dienste wurden ihm endlich lieb,

und er rühmte sie gegen jedermann, besonders gegen Herrn von Turenne, der mir als Anverwandter den Dienst leistete und ihn wieder so mit mir aussöhnte, daß ich besser als je bei ihm stand. Diese Glückseligkeit währte die vier bis fünf Jahre, welche ich in der Gascogne mit ihm zubrachte, wo wir die meiste Zeit zu Nerac lebten. Unser Hof war so schön und angenehm, daß wir den französischen nicht beneiden durften. Die Prinzessin von Navarra war da, die seitdem den Herzog von Bar meinen Neffen geheiratet; ich und eine große Anzahl Damen und Fräulein; der König, mein Gemahl, hatte ein auserlesenes Gefolge von Herrn und Edelleuten, so artigen und rechtlichen Leuten, als ich jemals am französischen Hofe gesehen; es war kein Mangel an ihnen, außer daß sie das Unglück hatten, Hugenotten zu sein. Man sprach aber gar nicht über die Verschiedenheit der Religion. Der König und seine Schwester gingen mit ihrem Gefolge von der einen Seite zur Predigt, und ich mit dem meinigen von der andern Seite zur Messe in eine Kapelle im Park, in welchem wir uns, wenn ich heraus kam, vereinigten, um entweder hier, oder in einem

sehr schönen Garten spazieren zu gehen, mit langen Alleen von hohen Lorbeerbäumen und Cypressen; oder auch in dem Park, den ich hatte machen lassen, worin Alleen von dreitausend Schritten, längs dem Ufer des Flusses hingingen. Den Rest des Tages brachten wir in allen Arten von anständigen Lustbarkeiten zu. Nach dem Mittagsessen und am Abend war gewöhnlich Ball. Während dieser ganzen Zeit machte der König die Aufwartung an Fosseuse, die sich so tugendhaft und ehrliebend betrug, daß, wenn sie sich immer so verhalten hätte, sie sicher nicht in das Unglück geraten wäre, welches denn wieder die Schuld von so vielen andern war, die sie selbst und auch mich betrafen.

Das Schicksal neidete uns das glückliche Leben, in welchem wir ruhig und einig seine Macht zu verachten schienen, als ob wir seiner Unbeständigkeit nicht unterworfen wären, und erregte, um uns wieder zu zerstören, einen neuen Krieg zwischen dem Könige, meinem Gemahl, und den Katholiken, der damit anfing, daß der König, mein Gemahl, und der Marschall von Biron, der auf Verlangen der Hugenotten Leutnant des Königs in der Gu-

yenne geworden war, sich so entzweiten, daß ich sie niemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, wieder hätte versöhnen können. Sie hatten ewigen Argwohn und Streitigkeiten gegen und mit einander, beklagten sich gegenseitig beim Könige; mein Gemahl verlangte, man sollte den Marschall von Biron wieder zurück rufen; und der Herr Marschall, der meinen Gemahl und alle von seiner Religion anklagte, daß sie allerlei gegen den Friedenstraktat unternähmen. Dieser Anfang der Uneinigkeit wuchs nach und nach höher zu meinem größten Leidwesen. Der Marschall von Biron riet dem Könige, er solle selber nach der Guyenne kommen, damit seine Gegenwart die Ordnung wieder herstelle. Da das die Hugenotten erfuhren, fürchteten sie, der König möchte sich ihrer Städte bemeistern und sie verjagen; sie beschlossen also, die Waffen zu ergreifen. Nichts hatte ich wohl mehr zu fürchten als diesen Krieg, da ich einmal mit in die Schicksale des Königs, meines Gemahls, verwickelt war, also gegen die Partei des Königs und meiner Religion sein mußte. Ich suchte meinen Gemahl und seine Räte davon abzubringen; ich zeigte ihnen, wie

wenig vorteilhaft der Krieg ihnen sein könnte, da sie einen Chef wie den Marschall von Biron gegen sich hatten, einen so großen General, und der so gern gegen sie aufgebracht war, daß er sie gewiß niemals verschonen würde, wie viele andre getan. Würde der König einmal seine ganze Macht dazu anwenden, sie alle zu vertilgen, so würden sie ihr nicht widerstehen. — Ihre Furcht, der König möchte nach der Guyenne kommen, die Hoffnungen, in Ansehung ihrer Unternehmungen auf die meisten Städte der Gascogne und des Languedoc spornten sie so, daß ich sie, obgleich der König, mein Gemahl, viel Vertrauen zu mir hatte und die vornehmsten der Hugenotten mir Einsicht genug zutrauten, dennoch nie überzeugen konnte, was sie hernach auf ihre eigenen Unkosten erfuhren. Man mußte nun den Sturm ruhig vorüber ziehen lassen, der sich aber bald legte, als sie jene Erfahrungen machten. Lange vorher hatte ich den König und die Königin-Mutter oft genug ermahnt, dem Übel zu steuern und dem Könige, meinem Gemahl, einiges nachzugeben; aber nie hatten sie darauf geachtet; sie schienen es im Gegenteil nicht ungern zu sehen, daß es so weit kam.

Der Marschall von Biron überredete sie, er habe Mittel, die Hugenotten so tief herunter zu bringen, als er wolle. Mein Rat ward nicht geachtet, die Erbitterungen wurden immer heftiger, und man griff zu den Waffen. Die von der sogenannten reformierten Partei hatten sich aber in Ansehung ihrer Macht sehr verrechnet, sie waren nicht so stark als der Marschall von Biron, und alle ihre Unternehmungen mißglückten, außer daß sie Cahors einnahmen, obgleich mit einem starken Verlust. Herrn von Vezies, der darin lag, hatten sie zwei Tage lang bekämpft, und sich Straße nach Straße, Haus für Haus errungen. Hiebei zeigte der König, mein Gemahl, seine Tapferkeit und Einsicht nicht allein wie ein Fürst seines Standes, sondern wie ein erfahrner, kühner Heerführer. Die Einnahme von Cahors schwächte sie aber vielmehr, statt sie zu stärken. Der Marschall von Biron nahm seine Zeit wahr und behauptete das Feld, indem er alle kleinen Städte, welche mit Hugenotten besetzt waren, nahm und alles, was sich darin befand, über die Klinge springen ließ. Ich teilte gleich vom Anfang des Krieges an das Schicksal des Königs, meines Gemahls, ich hielt es für

meine Pflicht, da er mich mit seinem Zutrauen beehrte; aber mit nicht geringen Leiden, weil der Vorteil der einen wie der andern Partei immer mit meinem Nachteil verbunden war. Denn siegten die Hugenotten, so geschah es auf Unkosten meiner Religion, deren Erhaltung ich doch mehr als mein eignes Leben wert hielt; siegten die Katholiken, so war es auf Unkosten des Königs, meines Gemahls. Ich war aber durch meine Pflicht sowohl als durch seine Freundschaft und sein Zutrauen bei ihm zu bleiben verbunden; ich schrieb daher dem Könige und der Königin-Mutter die Lage der Dinge, da sie nicht auf meine Warnungen geachtet. Ich ersuchte sie, wenn sie auch in Rücksicht auf mich die beiden Feuer, zwischen welchen ich mich befände, nicht tilgen wollten, daß es ihnen doch gefallen möchte, dem Marschall von Biron zu befehlen, daß er Nerac neutral behandeln sollte, wo ich mich aufhielt, und auf drei Meilen den Krieg davon entfernt halte. Dasselbe würde ich von meinem Gemahl, in Ansehung seiner Truppen, fordern. Es ward mir unter der Bedingung bewilligt, wenn der König, mein Gemahl, nicht in Nerac sei; die

Neutralität wäre aufgehoben, sobald er sich daselbst aufhielte. Diese Bedingungen wurden von beiden Seiten so ehrerbietig als ich nur verlangen konnte, erfüllt; doch konnten sie den König, meinen Gemahl, nicht abhalten, oft nach Nerac zu kommen, wo er mich und seine Schwester traf; denn er war gern in Gesellschaft von Frauen und liebte besonders noch die Fosseuse sehr, über die ich aber niemals zu klagen Ursache hatte. Da der König, mein Gemahl, nun sah, daß ich nichts mehr wünschte, als ihm gefällig zu sein, lebte er in aufrichtiger brüderlicher Freundschaft mit mir.

Einmal blieb er mit seinem ganzen Gefolge drei Tage in Nerac; er konnte sich gar nicht entschließen, den ihm so angenehmen Aufenthalt zu verlassen. Der Marschall von Biron ward von seinen Kundschaftern davon unterrichtet, stellte sich, als wollte er mit seiner Armee nur nahe vorbeiziehen, um sich bei einer Überfahrt des Flusses mit Herrn Cornusson, Seneschall von Toulouse, zu vereinigen, der ihm Truppen zuführte, und anstatt wirklich dahin zu ziehen, wandte er sich gegen Nerac und stand plötzlich eines Morgens um neun Uhr mit seiner Armee

vor den Toren von Nerac. Der König, mein Gemahl, der den Abend vorher schon die Nachricht von der Ankunft des Herrn von Cornusson gehabt hatte, wollte ihre Vereinigung verhindern und jeden besonders schlagen; an Macht fehlte es ihm nicht dazu, denn er hatte damals Herrn von Rochefoucaut mit dem ganzen Adel von Xainctonge und an achthundert Schützen zu Pferde, die er ihm zugeführt hatte; er war also mit Anbruch des Tages ausgezogen und meinte, sie bei der Mündung des Flusses anzutreffen. Er war aber nicht genau berichtet; Herr von Cornusson war schon den Abend vorher über den Fluß gegangen, er kehrte also nach Nerac zurück, und während er in ein Tor hinein zog, hörte er, daß der Marschall von Biron vor dem andern stand, in völligerSchlachtordnung. Es war den Tag übles Wetter, es regnete so stark, daß die Büchsenschützen nicht dienen konnten. Dem ungeachtet warf der König, mein Gemahl, einen Teil seiner Truppen in die Weinberge, um den Marschall von Biron vom Vordringen abzuhalten. Der Marschall konnte auch wegen des Regens an dem Tage nichts weiter anfangen, als daß er in seiner

Ordnung fest stehen blieb, sein Geschütz bedeckte, bis sie feuern konnten, und unterdessen einige absendete, die verlangten eine Lanze zu brechen zur Ehre der Damen; dann ließ er plötzlich seine Truppen sich teilen und warf einige Kugeln in die Stadt, von denen eine das Schloß traf; worauf er sich zurückzog und mir einen Trompeter sandte mit Entschuldigungen für ihn. Wenn ich allein gewesen wäre, ließ er mir sagen, würde er dergleichen um keinen Preis unternommen haben, der König, mein Gemahl, wäre aber, wie ich wohl wisse, nicht mit in die Neutralität begriffen, und er habe Befehl von dem Könige, ihn anzugreifen, wo er ihn anträfe. Der Marschall von Biron hatte mir sonst bei allen Gelegenheiten alle Achtung bezeigt und mir Beweise seiner Freundschaft gegeben; denn er hatte mir während des Krieges Briefe uneröffnet zugeschickt, die ihm in die Hände gefallen waren, und alle, die zu mir gehörten, behandelte er mit Achtung und Schonung. Ich gab seinem Trompeter zur Antwort: ich wisse sehr wohl, daß der Herr Marschall nur nach Kriegsgesetzen und nach den Befehlen des Königs gehandelt habe; ein verständiger

Mann aber wie er könnte sehr wohl beides tun, ohne seinen Freunden zu nahe zu treten; er hätte wohl der Gegenwart meines Gemahls mich können erfreuen lassen, diesen könnte er zu Nerac nicht angreifen, ohne zugleich mich anzugreifen; ich fände mich sehr dadurch beleidigt und würde mich beim Könige darüber beklagen.

Der Krieg dauerte noch eine Zeitlang, und die Hugenotten zogen den kürzern; dies half mir, den König, meinen Gemahl, zum Frieden zu bereden. Ich schrieb oft an den König und die Königin-Mutter darüber, aber diese wollten nichts davon hören, sie verließen sich auf das Glück des Marschalls von Biron. Zu derselben Zeit, als dieser Krieg losbrach, ward die Stadt Cambray, die sich seit meiner Abreise von Frankreich, durch die Vermittlung des Herrn von Ainsi, meinem Bruder ergeben hatte, von den Spaniern belagert. Mein Bruder erhielt diese Nachricht bei sich zu Plessis la Tour. Er war kürzlich von seinem ersten flandrischen Zuge zurückgekommen; die Städte Mons, Valenciennes und andre unter dem Gouvernement des Grafen Lalain stehende hatten sich ihm

ergeben; Graf Lalain hatte offen die Partei meines Bruders genommen und ihn in allen Ländern, die unter ihm standen, als Oberherrn anerkennen lassen; er wollte nun dem Herrn von Ainsi in Cambray zur Hilfe kommen und ließ schnell Leute anwerben, um mit ihnen hinzueilen. Er konnte nicht schnell genug bereit sein, er ließ also Herrn von Balagny sich hineinwerfen, um die Belagerung so lange auszuhalten, bis er mit seiner Armee käme, sie aufzuheben. Als er nun damit eben beschäftigt war, kam dieser Hugenotten-Krieg dazwischen; die neuen Truppen verließen meinen Bruder, um dem Könige nach der Gascogne zu folgen; so daß jener keine Hoffnung behielt, Cambray zur Hilfe kommen zu können; mit Cambray ging ihm alles verloren, was er in dem Lande besessen hatte; und was am schlimmsten war, Herr von Balagny und alle, die mit ihm in Cambray eingeschlossen waren. Es verdroß ihn sehr, und da er sehr viel Urteilskraft besaß und es ihm bei seinen Unfällen niemals an einem Auswege fehlte, so sah er gleich ein, daß das einzige Mittel für ihn sei, Frieden in Frankreich zu stiften. Sein Mut fand nie Schwierigkeiten

in seinen Unternehmungen. Er sandte sogleich einen Edelmann zum Könige und ließ um die Erlaubnis zu Friedensunterhandlungen anhalten. Er unternahm es selber, damit nicht etwa ein andrer Bevollmächtigter die Sache so in die Länge zöge, bis er Cambray nicht mehr zur Hilfe kommen könnte; Herr von Balagny hatte ihm geschrieben, daß er nicht länger als sechs Monat Zeit habe, wenn er ihm noch zur Hilfe kommen wollte; länger könnte er das Volk in der Stadt nicht zurückhalten, sich zu ergeben, wegen des Mangels an Lebensmitteln. Gott stand meinem Bruder in seinen Absichten bei; der König nahm seinen Vorschlag zu Friedensunterhandlungen an; er glaubte dadurch ihn von Flandern abzuhalten, woran er niemals einen rechten Gefallen gefunden hatte. Er gab ihm förmlichen Auftrag und Vollmacht zum Frieden und sandte ihm zur Unterstützung die Herrn von Villeroy und von Bellievre. Es gelang meinem Bruder ganz vollkommen, er kam nach der Gascogne und machte Frieden, sowohl zur Zufriedenheit der Katholiken als der Protestanten. Sein Verfahren war so ganz vernünftig, daß er sich die Liebe und das Lob aller

erwarb. Sieben Monate dauerte das Geschäft, die ihm lang genug dünkten wegen seiner Begierde, Cambray zu entsetzen, obgleich die Freude, mit uns zusammenzusein, ihm seine Sorgen erleichterte. Er erwarb sich bei dieser Gelegenheit den Marschall von Biron, der es übernahm, seine Armee nach Flandern zu führen; dem Könige, meinem Gemahl, zu Gefallen nahm er den Marschall fort und schickte den Marschall von Matignon nach der Guyenne. Vor seiner Abreise wünschte mein Bruder, noch den König, meinen Gemahl, mit dem Marschall von Biron auszusöhnen; er sollte mich wegen dessen, was bei Nerac vorgefallen war, bei der nächsten Unterredung um Verzeihung bitten; mir befahl er, ihn tüchtig und mit derben Worten auszuschelten. Diesem leidenschaftlichen Befehl meines Bruders gehorchte ich mit der in solchen Dingen gehörigen Schonung, er hätte vielleicht es sonst eines Tags bereuen können, denn er hatte von seinem Beistande viel zu hoffen. Mein Bruder kehrte, begleitet vom Marschall von Biron, nach Frankreich zurück. Diese Unruhen zur Zufriedenheit aller Parteien gestillt zu haben, häufte nicht weniger Ehre und Ruhm auf ihn

als alle Siege, die seine Waffen erfochten. Seine Armee ward stärker und schöner als je. Aber wird nicht das Glück und der Ruhm immer vom Neide verfolgt? Der König fand kein Wohlgefallen an dem Ruhm meines Bruders, ebensowenig als daran, daß er sieben Monate in der Gascogne mit mir zusammengewesen war. Um seinem Zorn eine Ursache zu geben, bildete er sich ein, ich hätte diesen Krieg gestiftet und meinen Gemahl dazu verleitet, (der aber wohl das Gegenteil bezeugen kann,) um meinem Bruder den Ruhm zu verschaffen, Frieden gestiftet zu haben. Wäre es auf mich angekommen, er hätte diesen mit geringerer Mühe und weniger Zeitverlust haben können; seine Angelegenheiten in Flandern und Cambray hatten keinen Nutzen von diesem Aufenthalt. Doch wie? Verblenden Haß und Neid die Augen doch so, daß man nie die Dinge sieht, wie sie sind! Auf diesem Grund baute der König einen tödlichen Haß gegen mich; er suchte alle alten Erinnerungen wieder zusammen, wie ich in allen Angelegenheiten, sowohl während seines Aufenthalts in Polen als nachher, immer die Partei meines Bruders genommen hatte; und beschwor meinen

Untergang. Das Schicksal begünstigte seinen Haß; denn während den sieben Monaten, die mein Bruder sich in der Gascogne aufhielt, wollte es das Unglück, daß er sich in die Fosseuse verliebte, die von meinem Gemahl geliebt ward. Dieser glaubte, ich begünstige die Absichten meines Bruders, und war noch dran, deswegen böse auf mich zu sein. Da ich es merkte, ließ ich nicht nach mit Bitten bei meinem Bruder und stellte ihm vor, wie vielen Verdruß er mir zuzöge; er, der mehr meine Zufriedenheit suchte als die seinige, bezwang seine Leidenschaft und redete nicht mehr mit ihr. Von dieser Seite hatte ich dem Übel so vorgebeugt; das gehässige Geschick läßt sich aber auf den ersten Wurf nicht abschrecken; es legte mir eine andre, weit gefährlichere Schlinge. Die Fosseuse liebte den König, sie hatte ihm aber noch keine andre Vertraulichkeit zugestanden, als die Sittsamkeit erlaubt; um ihm jetzt ihre ungeteilte Liebe zu beweisen und ihn von seiner Eifersucht wegen der Liebe meines Bruders zu heilen, gab sie sich ihm ganz und ohne alle Zurückhaltung hin, und zum Unglück ward sie schwanger. Da sie sich in diesen Um-

ständen sah, veränderte sie ihr Betragen ganz gegen mich. Statt daß sie sonst offen und zutraulich gegen mich war und mir bei meinem Gemahl alle ersinnlichen guten Dienste leistete, verbarg sie sich nun gegen mich und suchte mir nun ebenso schädlich zu werden, als sie mir zuerst nützte. Sie hatte sich des Königs, meines Gemahls, so bemeistert, daß er in kurzer Zeit sich sehr gegen mich veränderte. Er entfremdete sich von mir, vermied mich, und meine Gegenwart war ihm nicht mehr so angenehm als in den glücklichen Jahren, die ich mit ihm in der Gascogne zubrachte, während denen die Fosseuse sich ehrbar betragen.

Nachdem mein Bruder nach geschlossenem Frieden nach Frankreich gegangen, um seine Armee zu bilden, und wir nach Nerac zurückgekehrt waren, so setzte die Fosseuse, als wir kaum dort anlangten, dem Könige, meinem Gemahl, in den Kopf, er solle nach den Bädern von Aigues-caudes, im Bearnschen mit ihr gehen; es sei nun um ihre Schwangerschaft zu verbergen oder sich deren zu entledigen. Ich ersuchte meinen Gemahl, ihn nicht nach Aigues-caudes begleiten zu dürfen, er wisse wohl, daß ich

wegen der Mißhandlung zu Pau geschworen habe, nicht eher wieder nach dem Bearn zu gehen, bis die katholische Religion daselbst herrsche. Er drang sehr in mich, mitzureisen, und erzürnte sich, als ich mich standhaft dessen weigerte. Endlich sagte er, *sein Mädchen*, (so nannte er die Fosseuse,) müsse wegen ihrer Magenkrankheit hinreisen. Ich hätte nichts dagegen, daß er hinreise, erwiderte ich. Es schickte sich nicht, meinte er, ohne mich zu reisen, es gäbe nur Gelegenheit, Böses zu denken, wo keins wäre. Darauf ward er sehr zornig auf mich, weil ich demungeachtet nicht mitwollte. Ich brachte es aber doch so weit, daß er sich zufrieden gab und mit ihr allein reiste, begleitet von der Hofmeisterin und von zweien ihrer Gespielinnen, der Rebours und der Villesavin; ich erwartete ihre Zurückkunft zu Baviere. Von der Rebours bekam ich täglich Nachrichten, daß die Fosseuse mir schlechte Dienste erzeige, daß sie mich immer verleumde und sich einbilde, wenn sie einen Sohn bekommen sollte und mich loswerden könnte, würde sie die Gemahlin des Königs werden; zu dem Ende wolle sie mich nach Pau bringen lassen; sie habe auch

den König, meinen Gemahl, schon dazu beredet, mich bei meiner Zurückkunft von Baviere hinzuschicken, und das mit Gewalt, wenn ich nicht im guten wollte. Die Rebours war ein verderbtes falsches Mädchen, die nichts wünschte als die Fosseuse zu verdrängen, um sich wieder in die Gunst meines Gemahls einzuschleichen; aber ihre Nachrichten betrübten mich dennoch sehr, wie man wohl denken kann; ich erwartete jedoch, voll Vertrauen auf die Güte Gottes und meines Gemahls, seine Ankunft standhaft zu Baviere; ich vergoß so viel Tränen, als sie Tropfen des Gesundheitswassers tranken, obgleich der ganze katholische Adel der Gegend in meinem Gefolge war und sich alle ersinnliche Mühe gab, mich meinen Schmerz vergessen zu machen. Nachdem vier oder fünf Wochen verflossen waren, kam der König, mein Gemahl, Fosseuse und ihre Begleiterinnen wieder. Da er von einigen Herren, die mit mir waren, erfuhr, in welcher Angst ich wäre, nach Pau zu müssen, drang er nicht weiter sehr in mich darum, er sagte bloß, er hätte sehr gewünscht, daß ich es gern tun möchte. Da er nun aber aus meiner Antwort sowohl, als aus

meinen Tränen sah, daß ich lieber sterben wolle, als nach Pau gehen, änderte er seine Absicht, und wir gingen nach Nerac zurück. Dort erfuhr ich, daß man ganz öffentlich und nicht allein an unserm Hof, sondern im ganzen Lande, von der Schwangerschaft der Fosseuse redete; ich entschloß mich also mit ihr selber davon zu sprechen, damit wir Mittel ausfinden möchten, dem öffentlichen Gerede ein Ende zu machen; ich nahm sie also zu mir in mein Kabinett, wo ich ihr sagte: „Obgleich Ihr Euch seit einiger Zeit von mir entfernt habt, und man mich versichert, daß Ihr mir bei dem Könige, meinem Gemahl, lauter Böses erzeigt, so erlaubt es mir doch nicht meine ehemalige Freundschaft für Euch und die achtungswürdigen Personen Eure Angehörigen, daß ich Euch verließe und Euch nicht in Eurem Unglück beistehen wollte. Ich bitte Euch, nichts zu leugnen und nicht Eure Ehre mit der meinigen zugrunde zu richten. Seid versichert, ich werde Euch wie eine Mutter helfen. Ich kann unter dem Vorwande der Pest, die, wie ihr wißt, in diesem Lande und sogar in unsrer Stadt wütet, mich entfernen und nach Mas Agenois gehen, ein ganz

entlegenes Haus des Königs, meines Gemahls. Ich werde kein stärkeres Gefolge mit mir nehmen, als Ihr selber wollt. Unterdessen wird der König, mein Gemahl, in einer andern Gegend auf die Jagd gehen, und ich rühre mich von dort nicht weg, bis Ihr befreit seid. So können wir dem Lärm ein Ende machen, der mir nicht weniger verdrießlich ist, als Euch.“ Sie nun, anstatt es mir zu danken, sagte mit der ungeheuersten Impertinenz: „Alle die, welche das behaupten, würde sie Lügen strafen. Sie wisse wohl, daß ich sie seit einiger Zeit nicht liebe und bloß einen Vorwand suche, sie zu verderben.“ Sie schrie so laut dabei, da ich doch sanft und leise mit ihr geredet hatte, ging voller Wut aus meinem Kabinett und klagte es dem Könige, meinem Gemahl. Dieser geriet in Zorn auf mich, daß ich seinem Mädchen dergleichen sagte, behauptete auch, sie würde alle die Lügen strafen, die sich über sie aufhielten und war lange Zeit ganz böse mit mir, bis endlich nach einigen Monaten ihre Stunde kam. Sie schlief in dem Hoffräulein-Zimmer; des Morgens früh bekam sie heftige Schmerzen; sie ließ meinen Arzt holen und bat ihn, den König, meinen Gemahl,

von ihrem Zustande zu benachrichtigen. Der Arzt kam in unser Schlafzimmer, wo wir, wie immer, in abgesonderten Betten schliefen und gab meinem Gemahl diese Nachricht. Nun war er in großer Verlegenheit und wußte nicht, was zu tun. Denn er fürchtete, sie möchte verraten oder schlecht bedient werden; er liebte sie sehr. Endlich entschloß er sich, mir alles zu entdekken und mich um Hilfe für sie zu bitten, er wußte wohl, daß er mich immer bereit finden würde, ihm zu dienen, was auch vorhergegangen sein mochte. Er zog meine Bettvorhänge auf und sagte: „Meine Liebe, ich muß jetzt Euch etwas gestehen, das ich bis jetzt immer verleugnet hatte. Ich bitte, vergebt mir, denkt nicht mehr an das, was ich bisher darüber gesagt; steht mir zu Gefallen gleich auf und sucht der Fosseuse zu helfen, sie ist sehr übel dran. Ich bin gewiß, Ihr werdet Euch in ihrem jetzigen Zustande alles Vergangenen nicht mehr erinnern wollen. Ihr wißt, wie sehr ich sie liebe, ich bitte Euch also recht sehr, tut mir den Gefallen." Darauf antwortete ich: Ich ehrte ihn zu sehr, um durch ihn beleidigt werden zu können; ich wollte zu ihr gehen und sie wie meine

eigne Tochter versorgen; er sollte unterdessen auf die Jagd gehen und den ganzen Hof mitnehmen, damit man nichts erführe.

Ich ließ sogleich die Fosseuse aus dem Hoffräulein-Zimmer fortnehmen und in ein entlegnes Zimmer bringen, schickte ihr meinen Arzt, Frauen zu ihrer Bedienung und ließ ihr aufs sorgfältigste Hilfe leisten. Gott gab, daß sie nur eine Tochter gebar, die auch nicht lebte. Nach der Entbindung brachte man sie wieder in das Hoffräulein-Zimmer. Aller angewandten Vorsicht ungeachtet konnte man dennoch nicht verhindern, daß das Gerücht davon nicht augenblicklich im ganzen Palast herumkam. Der König, mein Gemahl, ging gleich nach der Jagd zu ihr, wie er gewöhnlich tat; sie bat ihn, daß ich sie besuchen möchte (nach meiner Gewohnheit, die Hoffräulein zu besuchen, wenn sie krank waren), weil sie meinte das Gerücht dadurch zu unterdrücken. Der König, mein Gemahl, kam zu mir und fand mich im Bette liegend. Ich war müde vom ungewöhnlich frühen Aufstehen und von der Mühe, die ich gehabt hatte. Er bat mich, doch aufzustehen und zu ihr zu gehen; ich wollte aber nicht und sagte ihm:

ich wäre zu ihr gegangen, als sie meiner Hilfe bedurfte, jetzt aber könnte sie mich nicht weiter brauchen; ich würde, wenn ich jetzt hinginge, viel eher verraten, was es eigentlich sei, als daß ich es verberge; und auf mich würde die ganze Welt mit Fingern zeigen. Darüber ward er sehr aufgebracht, und dies verdroß mich nicht wenig, denn ich glaubte, nach dem, was ich den Morgen getan, eine andre Vergeltung verdient zu haben. Die Fosseuse setzte ihn oft in solche Laune gegen mich.
Der König, dem nichts verborgen blieb, was in den Häusern der Großen seines Reichs vorging, war besonders begierig, alles zu erfahren, was sich an unserm Hof zutrug; er trug noch immer dasselbe Verlangen sich an mir zu rächen, das er ehemals gefaßt, bei Gelegenheit, als mein Bruder, wie ich schon erwähnt, bei seinem Friedensgeschäft sich so viel Ruhm erwarb. Er sah es als ein treffliches Mittel an, mich so elend zu machen, als er mich zu sehen wünschte, wenn er mich vom Könige, meinem Gemahl, entfernen könnte; er hoffte, die Entfernung würde wie die Öffnungen der mazedonischen Schlachtordnung wirken. Zu dem Ende ließ er mir durch

die Königin Mutter schreiben: sie wünsche mich wieder zu sehen; ich wäre beinah sechs Jahre von ihr entfernt, dies wäre lange genug; es wäre nun Zeit, daß ich den Hof wieder besuchte es würde für die Angelegenheiten meines Gemahls, wie für die meinigen, sehr nützlich sein. Sie wisse, der König sei begierig mich wieder zu sehen, wenn es mir also an Mitteln zur Reise etwa fehlen sollte, würde er sie mir geben. Der König schrieb mir das nämliche und schickte Manniquet, seinen Haushofmeister, zu mir, mich zu überreden, denn ich hatte mich in der ganzen Zeit, die ich in der Gascogne zugebracht hatte, nicht entschließen können, den französischen Hof zu besuchen; jetzt fand er mich eher geneigt hierzu, wegen meines Verdrusses mit der Fosseuse, von welchem ich den Hof benachrichtigt hatte. Der König und die Königin Mutter schrieben mir zwei-, dreimal hintereinander und ließen mir 1500 Taler auszahlen, damit mich die Reisekosten nicht abhalten möchten. Die Königin Mutter schrieb, sie würde mir bis Xainctonge entgegenkommen; sollte etwa mein Gemahl mich bis dorthin begleiten, so würde sie alsdann mit ihm sprechen

und ihm die Zusicherung vom Willen des Königs geben. Er wünschte nämlich sehr, ihn wieder aus der Gascogne zu ziehen und ihn wieder unter denselben Bedingungen als ehemals an dem französischen Hof zu sehen. Auch trieb der Marschall von Matignon meinen Gemahl sehr dazu an, weil er Lust hatte, allein in der Gascogne zu bleiben. All dieser schöne Schein des Wohlwollens täuschte mich nicht über das, was man von dem Hof zu erwarten hatte; ich war zu gut von der Vergangenheit belehrt. Ich beschloß aber von diesem Anerbieten Nutzen zu ziehen und nur auf einige Monate hin zu reisen, um unsre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Ich glaubte auch, es würde die Liebe meines Gemahls zur Fosseuse etwas stören, denn ich nahm sie mit, und wenn er sie nicht mehr sähe, würde er sich vielleicht mit einer andern einlassen, die weniger feindlich gegen mich gesinnt wäre. Es kostete mir viel Mühe, ehe ich vom Könige, meinem Gemahl, Urlaub zu dieser Reise bekam, denn es tat ihm leid, sich von der Fosseuse zu trennen. Er begegnete mir besser und wünschte sehr, ich möchte die Lust verlieren, nach Frankreich zu reisen; ich hatte

es aber in meinen Briefen dem Könige und der Königin Mutter schon zugesagt und die angewiesenen Summen zur Reise schon gehoben. Mein Unglück zog mich also hin, trotzdem daß ich damals höchst ungern reiste, weil der König, mein Gemahl, eben anfing, mir freundlicher zu begegnen.

Hier endigen die Memoiren der Königin Margaretha.

Schlußworte Friedrich Schlegels zu Margarethas Selbstbiographie

Man kann mit Recht sie zu den außerordentlichen Fürstinnen ihres Jahrhunderts zählen; sie vereinigte in sich alle Fehler und alle Eigenschaften der Könige vom Stamm Orleans-Valois. Sie hatte die sanften, angenehmen Sitten, die Gütigkeit Ludwigs XII. und auch seine Verblendung für seine Lieblinge und für die, welche sich eine gewisse Herrschaft über sein Gemüt anzumaßen verstanden, denselben festen Sinn bei selbstgefaßten Ideen und dasselbe Vertrauen in ihre Freunde wie Ludwig es hatte. Wie Franz I., ihr Großvater, hatte sie einen zu den Wissenschaften fähigen Geist, große Leichtigkeit zur Erlernung fremder Sprachen und der schönen Künste. Man findet noch in einigen Kabinetten der Sammler von ihren Poesien, die mit zu den besten ihrer Zeit gehören; ihre Memoiren sind ein Beweis ihrer Beredsamkeit und der Zierlichkeit ihres Vortrages; dann hatte sie auch alle Eitelkeit und alle Ruhmsucht Franz I.; die Gelehrten, die sie beständig umgaben, nannten sie Göttin, Venus Urania, und

Margaretha hörte sich sehr gerne so nennen; so wie Franz I. beschützte sie die Krieger, deren Taten sie schätzte, die Gelehrten, die sie wohl zu beurteilen verstand, und die Künstler, deren Talente sie verehrte. Von ihrem Vater, Heinrich II., hatte sie die Leutseligkeit und das herablassende Wesen, aber sie war auch ebenso leichtsinnig, ebenso unbeständig. Ihre Verbindungen schienen ebenso wie die seinigen mehr die Wirkung der Laune und der Leidenschaftlichkeit, als die Frucht der Überlegung oder die Wahl des Herzens. Sie war nicht ganz frei zu sprechen von der Grausamkeit Karls IX., wenn man übrigens vorüberfliegende Anfälle mit dem eingewurzelten Laster vergleichen kann. Um ihre Ähnlichkeit mit ihrem ganzen Stamme recht zu vollenden, denke man sie sich bald an den Stufen des Altars hingeworfen, wie sie mehre Male des Tages Messe hörte, Hospitäler besuchte, an ihrem Geburtstage und den vier großen Festen Almosen austeilte, elfhundert Armen jährlich Unterhalt gab und vierzig englischen Priestern; wie sie Klöster baut und bereichert, unter anderm das der Jesuiten zu Agen und das der Augustiner in der Vorstadt zu St. Germain; wie

sie mit Andachtsübungen und den allersinnlichsten Vergnügungen wechselt und sich nach einer wahrhaft heiligen, strengen Abgeschiedenheit zu den verfeinertsten Lüsten wendet. In dieser wunderbaren Mischung von Andacht und Leichtsinn verlebte sie ihre letzten Tage. Sie vereinigte den Luxus und die Eitelkeit mit der Liebe zu den Wissenschaften; Tanz und Musik mit den ernsthaftesten Studien; sie war bei jedem Gottesdienst zugegen, gab den Zehnten ihrer Einkünfte den Armen, hatte Gelehrte in ihrem Gefolge, die von ihrer Freigebigkeit lebten. Zu gleicher Zeit suchte sie etwas darin, irgendeine Intrige zu führen, Feste zu erdenken und nie ihre Schulden zu bezahlen. Kurz, sie schien ganz dazu ausersehen, den Fürstinnen künftiger Zeiten das Beispiel zu geben, wie unglücklich der Mißbrauch der Talente und die Ungezähmtheit der Leidenschaften machen.

INHALT

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig





